

ESTICA

A-6676

Sürst Bismarck und seine Skriptoren.

~~~~~  
Eine litterarisch-biographische Mosaik

von

**B. von Wilpert.**

~~~~~  
(Separatdruck aus der „Baltischen Monatschrift“ 1895, Heft 4—6.)

—♦—
Riga.

N. von Grothuß Buchdruckerei, Wallstraße Nr. 5.

1895.

J. DEUBNER
BUCHHANDLUNG
RIGA

Fürst Bismarck und seine Skriptoren.

Eine litterarisch-biographische Mosaik

von

B. von Wilpert.

5-A

5389.

(Separatdruck aus der „Baltischen Monatschrift“ 1895, Heft 4—6.)

Riga.

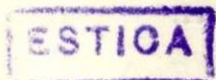
A. von Grothuß Buchdruckerei, Wallstraße Nr. 5.

1895.

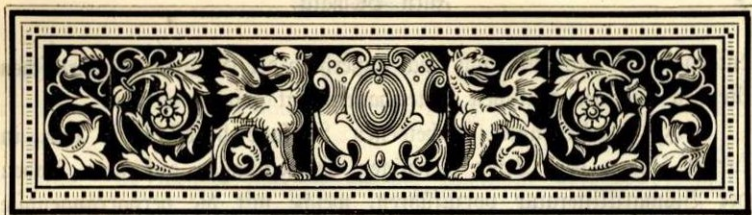
est.A



Дозволено цензурою. Рига, 28-го Июня 1895 года.



A-6676



Fürst Bismarck.

Eine litterarisch-biographische Mosaik.

Nachdruck verboten.

Die Größe und Bedeutung Bismarck's ist nicht lediglich eine politische — sie ist auch eine ethische und darum eben auch eine allmenschliche.

Beneidenswerth die Epochen in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit, welche solch' wahrhaft große menschliche Naturen hervorbrachten! Die schöpferischen Kräfte solcher Geister, wie sie in einem Cäsar, einem Alexander dem Großen, einem Karl dem Großen, einem Cromwell, einem Napoleon, einem Peter dem Großen, einem Luther wirkten und mit elementarer Gewalt alle Schranken des Herkommens, der Ueberlieferung, des historisch Gewordenen durchbrechen und weltumgestaltend Neues an die Stelle des Alten setzen, erregen Staunen und Bewunderung der gesammten Mit- und Nachwelt, gleichviel ob sie der Menschheit Heil oder Wehe brachten.

Ist nun die Titanenkraft eines solchen Mannes verbunden mit höchstem sittlichem Bewußtsein und werden seine Schöpfungen von letzterem geleitet, so vermag die Figur desselben, welcher Nation immer er auch angehöre, einen internationalen, kosmopolitischen, allgemeinmenschlichen Charakter anzunehmen als die höchste, erhabenste Potenz des Reimenschlichen — und in diesem edelsten Sinne tritt uns auch die Machtgestalt des Fürsten Bismarck

entgegen und darf und soll auch außerhalb der Grenzen des Deutschen Reiches und der deutschen Unterthanenschaft gefeiert werden.

Im vorliegenden bescheidenen Aufsatze beabsichtigen wir, in kurzen Zügen dem Leser diejenigen Erscheinungen auf dem Boden der Bismarcklitteratur vorzuführen, welche mit die hervorragendste Bedeutung zur Zeit beanspruchen können. Die ungeheure Masse der litterarischen Productionen auf diesem Felde vermochte die von uns vorgenommene Auswahl nicht sehr zu erschweren, indem wir aus den multa hier nur das multum herauszugreifen hatten. Ueber einen Bismarck zu schreiben, fühlten sich eben viele berufen, doch gab's verhältnißmäßig nur wenige auserwählte Schriftsteller, die historisch und politisch genugsam geschult waren, um einer wahrhaften und strengen Kritik gegenüber ihr Unterfangen nicht zu bereuen.

Wenn wir vorliegenden Essay eine litterarisch-biographische Mosaik nannten, so geschah es, indem wir im Auge hatten, die Erscheinung Bismarck's im Lichte seiner Scriptoren zu Tage treten zu lassen. Wir führen sein Porträt, wie es von den letzteren selbst gezeichnet wurde, dem Leser vor und lassen daher mitunter die Schriftsteller und Historiker selbst das Wort ergreifen oder wir zeichnen es im Sinne ihrer Darstellung. Den ersteren Fall werden wir durchgängig mit Anführungszeichen kennzeichnen.

Bevor wir jedoch zu den eigentlichen Darstellern übergehen, wenden wir unsere Aufmerksamkeit auf Bismarck als Redner.

Horst Kohl: „Die politischen Reden des Fürsten Bismarck.“ Historisch-kritische Gesamtausgabe in 12 Bänden.

Bismarck selbst verwahrt sich dagegen (er hat es häufig genug ausgesprochen) — daß er ein Redner sei oder auch als solcher gelten wolle. Vor allem fehlte ihm, ein so glänzender Causeur er im geselligen Leben war und ist, die Gabe dessen, was man als Vortrag bezeichnet. Sein etwas scharfes Organ, seine vielfach stoßweise, abgebrochene Sprache und die Monotonie derselben, die im Gegensatz zu dem mächtigen Körper und der imponirenden Erscheinung des Sprechers besonders auffallend gesenkte, leise Stimme konnten das Ohr des Hörers nicht so angenehm berühren, als es ein volles, sonores Organ mit wechselndem Tonfall vermag. Ihm steht nicht

die einschmeichelnde Fähigkeit zu Gebote, durch Anwendung gehäufter rhetorischer Figuren, geschickter Citate, durch theatralische Gesten und Gebärden die Zuhörer zu bestechen. Vielmehr fehlt ihm das Pathos gänzlich. Er wendet sich nie an die Phantasie oder das Gemüth der Hörenden, sondern immer nur an den Verstand derselben. Er will eben nicht überreden, sondern überzeugen.

Sein Stil ist im allgemeinen nicht glänzend zu nennen; aber er ist anschaulich, klar, allgemeinverständlich. Seine Rede zeugt von Gedankentiefe und praktischer Ausführbarkeit des Gesagten; sie kommt aus der innersten Ueberzeugung des Redners. Es ist Bismarck's Sprechweise, im Gegensatz zu dem weithinleuchtenden, aber stoffarmen Strohfleisch der brillanten, fascinirenden Rede so mancher gewaltigen Tribünenhelden — dem rothglühenden Eisen zu vergleichen, das dem Auge, der Phantasie kein so effectvolles Schauspiel bietet, aber bei näherem Zusehen sich als ein sehr ernst zu nehmendes Ding erweist, das gefährliche Wunden erzeugen, aber auch böse Schäden zu heilen vermag. Wie oft sind nicht in den Redekämpfen, die Bismarck seit seiner Amtsthätigkeit auszufechten genöthigt gewesen ist, die Wasserstrahlen des oratorischen Pathos seiner Gegner zischend in Dampf aufgegangen an dem Glühheisen Bismarckiger Sprache. Eingeschüchtert hat ihn nie das hochtrabende Pathos und auch die glänzendste Beredsamkeit seiner Widersacher hat sich niemals rühmen können, ihn aus der Fassung gebracht zu haben. Seine über jede, auch die schwierigste Situation erhabene Geistesgegenwart ließ ihn immer die richtige Antwort finden, die Blößen des Angreifers ent- und aufdecken und den rechten Moment zum schneidigen und vernichtenden Ausfall abpassen.

Die äußerlichen rhetorischen Vorzüge gehen meist den Reden Bismarck's ab, dafür aber sind sie durch ihre innern Vorzüge, durch die in ihnen enthaltenen Wahrheiten, durch ihre nughare Verwerthung, durch die Klarheit und durch den mit dem gedachten Begriff sich vollkommen deckenden Ausdruck, von bleibendem, klassischem Werth. Sie machen sich, wenn uns die Wendung erlaubt ist, besser gelesen, als gehört. Bismarck wandte sich aber auch mit seinen Reden nicht eigentlich an die wenigen hundert Hörer, die im Abgeordnetenhaus oder im Reichstage als Vertreter des Volks saßen, vielmehr richtete er seine Worte an das Volk

selbst, an die Millionen, die draußen im Lande lebten und denen die unermüdlche Presse sinn- und wortgetreu das vom großen Kanzler Gesagte wiedergab, die treffenden Formen und die tiefen Gedanken ohne alles äußere Beiwerk und sonstigen Flitter.

Doch glaube man nicht, daß Bismarck's Reden so ganz allen rhetorischen Schmuckes und aller frappanten Wendungen bar seien, als da sind: Metaphern, Allegorien, Gleichnisse, Antithesen, Paradoxen, ironische und sarkastische Bemerkungen und Citate. Man findet deren immerhin genug, wenn eben auch nicht in dem Maße, wie in den rednerischen Leistungen dieser und jener gottbegnadeten Sprecher.

Am häufigsten findet man das, was man unter Tropen und Figuren versteht, in jenen ersten officiellen Reden Bismarck's an, die er Ende der vierziger Jahre als junger Landtagsabgeordneter und als Vertreter in der zweiten Kammer gehalten; seltener werden sie in den späteren Jahren seiner Minister- und Kanzlerzeit. Viele derselben haben sich als Gemeingut auf immer im Munde des Volks erhalten, sind sprichwörtlich geworden.

Wir können uns nicht versagen, an dieser Stelle einige aus der älteren Zeit wiederzugeben.

So bemerkte er in der zweiten Kammer 1849 bei Gelegenheit der Ablehnung der Frankfurter Kaiserkrone durch König Friedrich Wilhelm IV. gegenüber der hierüber ungehaltenen Linken: „Es wird nicht lange dauern, so werden die Radicalen vor den neuen Kaiser hintreten mit dem Reichswappen und ihn fragen: „Glaubst Du, dieser Adler sei Dir geschenkt?“

In Bezug auf dieselbe Krone sagte er in derselben Sitzung: „Die Frankfurter Krone mag sehr glänzend sein, aber das Gold, welches dem Glanze Wahrheit verleiht, soll erst durch das Einschmelzen der preußischen Krone gewonnen werden und ich habe kein Vertrauen, daß der Umguß mit der Form dieser Verfassung gelingen werde“. Gleichfalls in der Kammer nennt er späterhin die herrschende confessionell unklare Richtung das „Narrenschiff der Zeit, das am Felsen der christlichen Kirche scheitern wird“.

Er nennt, Januar 1864, die deutschen Großmächte (Oesterreich und Preußen) „das Glashaus, das den deutschen Bund vor europäischem Zugwind schütze“.

Am 11. März 1867, bei der Generaldiscussion des Verfassungs-entwurfs des Norddeutschen Bundes, that Bismarck in seiner Rede den bekannten Ausspruch: „Setzen wir Deutschland, so zu sagen, in den Sattel! Reiten wird es schon können!“ Mit zu den hervorragendsten Reden des Reichskanzlers Fürsten Bismarck gehört die vom 6. Februar 1888, die er selbst im Verlaufe derselben ein vierzigjähriges Tableau nennt, weil er in ihr die europäische Lage während der vier verfloffenen Jahrzehnte zeichnet. Sie enthält auch die stolzen Worte: „Wir Deutsche fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt“.

Welch ein unvergänglicher Schatz der Erfahrung und des Wissens auf politischem Gebiete ist in diesen 12 Bänden der Reden Bismarck's enthalten! Wer diesen genialen Staatsmann ganz verstehen will, der lerne ihn nicht nur aus seinen Biographien kennen, sondern lese vor allem seine Reden. (Die billigere Ausgabe derselben von Boehm und Dove, wenn dieselbe auch weniger vollkommen und kritisch bearbeitet ist, macht es auch dem minder Bemittelten möglich, sie seiner Hausbibliothek einzureihen. Gewissermaßen als Ergänzung zu seinen „Reden“ sind kürzlich die bei verschiedenen Gelegenheiten gehaltenen „Ansprachen Bismarck's“ von Poschinger herausgegeben worden).

Horst Kohl: „Fürst Bismarck. Regesten zu einer wissenschaftlichen Biographie des ersten deutschen Reichskanzlers.“ 2 Bände (I. 1815—1871; II. 1871—1890).

Vor uns liegen die beiden umfangreichen Bände, welche das reiche Leben Bismarck's von der Stunde seiner Geburt an bis zu seiner Entlassung als Reichskanzler verfolgen. Tag für Tag, oft mit Angabe der Stundenzeit, soweit solches aus dem ungeheuren Quellenmaterial, welches zu dem Behuf durchgearbeitet werden mußte, erweislich, registrirt der Verfasser alles, was irgend auf die Persönlichkeit seines Helden Bezug hatte. Welche Fülle der Thatfachen tritt uns hier entgegen, Thatfachen, die theils lediglich sich an die Person Bismarck's selbst knüpfen, theils im engsten Zusammenhang stehen mit der Geschichte seiner Zeit, der Geschichte, die er ja selbst sozusagen gemacht hat. Jedes Jahr seines politischen Lebens zeigt unverkennbar die vestigia leonis, und oft schon

ist auf die Bedeutsamkeit auch seines Geburtsjahres hingewiesen, des Jahres 1815, da die Macht des Weltbezwingers Napoleon I., im letzten Aufblühen begriffen, durch die vereinigten englischen und deutschen Heere in der Schlacht bei Waterloo entgeltig niedergerungen wurde.

Am 31. März des Jahres 1830 wurde Otto von Bismarck durch den berühmtesten Theologen seiner Zeit, Schleiermacher, in der Dreifaltigkeitskirche zu Berlin eingesegnet, und damit trat er aus dem Knabenalter in das des Jünglings. Vier Monate nachdem brach in diesem unheilswahrenden und freiheitgährenden Jahre 1830 die Julirevolution in Paris aus und überzog von da aus Europa mit ihren entfesselten demokratischen Ideen.

Im Jahre 1847 beginnt Bismarck als stellvertretender Abgeordneter im preussischen vereinigten Landtag seine politische Laufbahn. Im darauf folgenden Jahre 1848 erhebt sich, abermals in Paris, die Februarrevolution, und abermals, gleich wie 18 Jahre zuvor, kostet's einem französischen König den Thron. Und wie damals, so auch jetzt, nehmen die Volkserhebungen ihren Lauf durch den Continent. Während in Oesterreich ein Kaiser durch den Volkswillen zur Abdankung zu Gunsten seines Nachfolgers gezwungen wird, krystallisiren sich in Deutschland die Forderungen des Volks inmitten der Nationalversammlung in der Paulskirche zu Frankfurt a. M., und diese Vertretung des deutschen Volks — aber auch nur des Volks, nicht auch der deutschen souveränen Fürsten — schmiedet eine neue deutsche Kaiserkrone und bietet sie dem Könige Friedrich Wilhelm IV. von Preußen dar. Eben weil diese Krone ausschließlich von Volkes Gnaden war — so weist der König sie zurück. Durch ganz Deutschland geht die mißbilligende Empörung und Entrüstung über dieses Verhalten des Monarchen. In der preussischen zweiten Kammer aber hören wir einen einzelnen Abgeordneten unter dem Sturm des Unwillens der Versammlung seine Stimme erheben gegen die Aufhebung des Belagerungszustandes in Berlin; gegen die Bewilligung einer Amnestie für die „Rebellen“ von 1848; für die erfolgte Ablehnung der deutschen Kaiserkrone. Otto von Bismarck-Schönhausen war es, der inmitten der allgemeinen Gährung, allein auf sich angewiesen, den Muth der Ueberzeugung hatte, dieses auszusprechen, einer Welt zum Trotz.

Im Jahre 1851 kam Bismarck durch Bestimmung seines Königs als Bundestagsgesandter nach Frankfurt a. M., in welcher Stellung er fast neun Jahre verblieb. Hier, in nächster Anschauung der Dinge, erfolgte seine politische Belehrung. Aus einem vorsichtigen Freunde Oesterreichs wurde er ein getreuer, wachsender Vorposten Preußens gegen österreichische Anmaßung und hinterlistige Selbstsucht.

Mehr als ein Jahrzehnt war seitdem vergangen. Da sah man einst, am 19. September 1862, früh morgens einen militärischen Herrn von hohem Wuchs in Berlin ankommen. „Der Kriegsminister“, raunte sich auf dem Bahnhof das Publikum zu. Ein anderer Herr, von gleich stattlicher Höhe, der in der Begleitung Roon's ankam, interessirte die Leute weniger. Man wußte nicht, daß es der Herr von Bismarck-Schönhansen war, den der König eben zu seinem Ministerpräsidenten ausersehen hatte. Die Zeit des Verfassungsconflicts war in Preußen angebrochen. — Als Herr von Bismarck am nächsten Tage, 20. September, zur Audienz beim Kronprinzen war, äußerte er die Worte: „Was liegt daran, wenn man mich aufhängt, wenn nur der Strick Ihren Thron fest an das geeinte Deutschland bindet“. Wie nicht der Ehrgeiz diesen Mann bestimmte, so hatte auch die Furcht keinen Raum in seinem Herzen. Wenn etwas über ihn Gewalt hatte, so war es die Pflicht in ihrer ganzen gebieterischen Größe, das wahre Wohl des Vaterlands zu fördern.

Und wiederum verfloß fast ein volles Jahrzehnt. In der Spiegelgalerie des Schlosses von Versailles sind die Vertreter der Armeen eines durch den Sieg der Waffen und durch die Macht des Geistes Eines Staatsmannes neu geeinigten Deutschlands in kriegerischem Aufzuge versammelt, um der glanzvollen Krönung des nunmehr wiedererstandenen deutschen Kaisers beizuwohnen. Das war am 18. Januar des Jahres 1871. Und am 21. März selbiges Jahres des Heils um die Mittagszeit vollzieht sich im weißen Saale des Schlosses zu Berlin, im Beisein der glänzendsten Versammlung die Eröffnung des ersten Deutschen Reichstags. Wir sehen den Deutschen Kaiser, sitzend auf dem berühmten, uralten „Kaiserstuhl von Goslar“, auf dem einst auch die alten deutschen Kaiser aus sächsischem Stamme gefessen haben sollen. Den Thron umstehen die Paladine des Reichs mit den Reichsinsignien. Den weiten Saal aber erfüllt eine von Gold und Sternen schimmernde,

theils aber auch in das dunkle Schwarz des modernen Fracks gekleidete, nach vielen Hunderten zählende Versammlung. Stehend und unbedeckten Hauptes verliest der Kaiser die Thronrede, welche ihm unter tiefer Verneigung der Bundeskanzler überreicht hat. Und als er geendet, spricht, zur Versammlung gewendet, Graf Bismarck mit erhobener Stimme die Worte: „Auf Befehl Sr. Majestät des deutschen Kaisers erkläre ich unter Zustimmung seiner Bundesgenossen den Reichstag für eröffnet!“ Ein dreimaliges jauchzendes Hoch der Versammlung auf den Kaiser beschließt diesen im eminentesten Sinne des Wortes historischen Akt. In jener denkwürdigen Stunde aber wurde der Bundeskanzler Graf Bismarck in den Fürstenstand erhoben.

Und weiter rollte unaufhaltsam dahin das Riesenrad der Zeit. Ein Jahr schloß sich an das andere und ein jedes wies den Stempel auf der schöpferisch-aufbauenden Hand des allgewaltigen genialen Staatsmanns. Fast zwei Jahrzehnte verflossen. Bereits hatte der dritte Kaiser des geeinten deutschen Reichs das Szepter in seine Hand genommen. Da wurde eines Tages das Ungeahnte, das Unfaßbare zum Ereigniß. Und es jubelten die Bösen und es weinten die Guten im weiten deutschen Lande. Der Mann aber, um den alle edlen Herzen klagten, trat still und ungesehen durch die geweihten Pforten des Mausoleums zu Charlottenburg an den Sarg seines verstorbenen ersten Kaisers und verblieb wohl eine Viertelstunde an demselben, gesenkten Hauptes und mit gefalteten Händen, in tiefes tiefes Sinnen versunken. —

Das ist in kurzen Zügen der Inhalt des Werkes von Kohl — doch nur dem Eingeweihten verständlich.

Es sei uns nur noch gestattet, einige Worte über die Regesten hinzuzufügen. Kohl's Bismarck-Regesten sind im strengsten Sinne des Wortes ein durchaus objectives Werk: Thatsache reiht sich an Thatsache, Zeitpunkt an Zeitpunkt, Quellenangabe an Quellenangabe — Urtheile des Verfassers ließ an sich schon die Form der Regesten nicht zu. Es ist ein chronologisches Nachschlagebuch, zur Orientirung, nicht zur Lectüre — aber von eminentem Nutzen für die historische Forschung. Die Herausgabe der Regesten machte den zuvor wenig bekannten Verfasser in den Augen aller Welt mit einem Schlag zum vornehmsten Kenner und Kritiker, zur ersten Autorität auf dem Gebiete des Bismarckstudiums.

Seit Hefekiel, bemerkt Horst Kohl in der Vorrede, sind eine große Zahl von Bismarck-Biographien aufgetaucht, die meist von mittelmäßigem Werthe und von Hefekiel abhängig erscheinen. Daher sei der Zweck der Regesten der, für künftige berufene Historiker und Biographen das Material zusammenzustellen.

Wem das große Regestenwerk zu umfangreich und theuer erscheinen sollte, der findet in einer kleineren Ausgabe einen vorzüglichen und für allgemeinere Zwecke vollkommen ausreichenden Auszug aus ersterem für den vierten Theil des Preises, unter dem Titel: Fürst Bismarck-Gedenkbuch von Horst Kohl. Außer den Regesten, die hier in einen engeren Rahmen gebracht sind, enthält es eine Reihe von interessanten Beilagen, als da sind: Auszüge aus Reden und Briefen Bismarck's; Verzeichnisse der Orden (über fünfzig) und Titel, sowie der Städte, die ihm das Ehrenbürgerrecht verliehen; eine Bibliographie der Bismarcklitteratur u. a. m.

H. von Sybel: „Die Begründung des Deutschen Reichs durch Wilhelm I.“, Bd. I—IV.

Die Geschichte eines Volks ist zugleich auch die Geschichte seiner großen Männer. Dieses Wort gilt, wenn überhaupt, so ganz besonders von obigem Werk des bedeutendsten der zur Zeit lebenden Historiker. Vom I. bis zum V. Bd. standen dem Verfasser die preussischen Staatsakten in ausgiebigster Weise zu Gebote, also, wie Maurenbrecher sagt, „die Akten, wenn auch nur einer der handelnden Parteien, aber doch derjenigen, welche die treibende Kraft in den Ereignissen darstellt, und von welcher, der ganzen Lage der Verhältnisse nach, die entscheidenden Aufklärungen erwartet werden dürfen“. Werden dereinst in derselben rückhaltlosen Weise die Staatsarchive der anderen Mächte, Frankreichs, Oesterreichs, Italiens, Englands u. a. m., so weit sie die Geschichte der Neuschöpfung des Deutschen Reichs angehen, der competenten Forschung geöffnet, so könnte hiebei wohl manches noch zu Tage gefördert werden, was für Preußen und die Politik seines großen Staatsmannes und gegen die Reinheit der Absichten und Pläne des Auslandes spräche — denn eben dieses ist's ja, was im Sinne der Staatsregierungen das Tageslicht scheuen dürfte — dahingegen nichts oder kaum etwas, was gegen die preussische Staatskunst und ihre Moral und für die absolute Lauterkeit der

außerpreussischen Politik das Wort einlegte; denn soweit Akten in diesem Sinne vorhanden sind, stehen sie wohl im Interesse der hohen Politik der Oeffentlichkeit zu Gebote. Ein künftiger Geschichtschreiber, dem dereinst auch die Staatsarchive der anderen Mächte in dieser großen politischen Frage offen stehen werden, vermöchte demnach kaum noch etwas Neues zu bieten, was zum Nachtheil der Wahrhaftigkeit und moralischen Größe der Politik Bismarck's spräche. In diesem Sinne ist somit Sybel's Werk (Bd. I—V) ein Meisterwerk der historischen Treue und Unparteilichkeit der Darstellung der Ereignisse.

Die Sybel 1881 ertheilte Erlaubniß, „zwecks Darstellung einer preussischen Geschichte in den Jahren 1850—70 die Staatspapiere, sowie die Registratur des Auswärtigen Amts zu benutzen“, wurde ihm bald nach Vollendung des V. Bandes, einige Monate nach dem Rücktritt des Fürsten Bismarck, entzogen.

Wir können nun unseren Dank dem Verleger des Sybelschen Werks nicht versagen, daß er auf Grund eines vom Verfasser eingegangenen Kontrakts den Historiographen zur Fortsetzung seiner Unternehmung, auch ohne das Material des geheimen Staatsarchivs, nöthigte. So entstanden denn die beiden folgenden Bände, und wir geben die Hoffnung auf einen letzten VIII. Band nicht auf.

Die Jahre zwischen 1867 und 1870, welche Bd. VI und VII behandeln, sind Friedensjahre und lassen daher den Ausfall der archivalischen Papiere weniger schmerzlich fühlbar erscheinen; dagegen sind von Sybel große Massen theils wenn auch gedruckten, so doch wenig oder gar nicht bisher benutzten, theils noch ungedruckten Materials des In- und Auslandes benutzt worden, aus jener Zeit, während welcher der Verfasser selbst Mittheilnehmer an den politischen Ereignissen gewesen war; außerdem sind aber von größter Bedeutung für die Abfassung des Werks die reichsten persönlichen Nachrichten und Mittheilungen seitens hervorragender Politiker, Preußen und Nichtpreußen, die dem Verfasser von allen Seiten zufließen, über alle wichtigen Punkte jener Zeit, aus Erinnerungen, gleichzeitigen Tagebüchern, bedeutungsvollen Correspondenzen Verstorbener, ungedruckten oder noch nicht publicirten Selbstbiographien.

Sybel wählt in seinem Werk im allgemeinen den festen gedrungenen Stil des rein politischen Historikers, der sich in scharfer ausgeprägter Darstellung, in Vermeidung alles Unwesentlichen, in

Logik, Consequenz und Ruhe kennzeichnet; so in der Zeichnung politischer Situationen und Transaktionen, und im Lapidarstil des Entwurfs der siegreichen Schlachten der Preußen im Norden und Süden, gegen Dänen und Oesterreicher — insbesondere der Schlacht bei Königgrätz; so auch in der klaren Entwicklung der berühmten schleswig-holsteinischen Erbfolgefrage, von welcher der damalige englische Premierminister meinte, es verstünden dieselbe nur drei Menschen jener Zeit: Bismarck, der sie nicht ausplaudere; der Prinz-Gemahl, der jedoch gestorben sei; und schließlich er selbst; er aber habe sie vergessen.

Daß nun Eybel auch die Feder zu Gebote stand, in kurzen Umrissen große Menschen darzustellen, das bezeugen seine im II. Bande befindlichen Charakteristiken Wilhelms I., Napoleons III. und Bismarck's. Wir können uns nicht versagen, letztere hier in einigen Stellen wiederzugeben.

„Bismarck stand damals, 1851, mit 36 Lebensjahren in der vollen Blüthe des kräftigsten Mannesalters. Eine hohe Gestalt, welche die Mehrzahl der Menschenkinder um eine Kopfeslänge überragte, ein gesundheitstrahlendes Antlitz, ein von Intelligenz belebter Blick, in Mund und Sinn der Ausdruck unbeugsamen Willens, so erschien er damals den Zeitgenossen; in jedem Gespräch erfüllt von originalen Gedanken, farbigen Bildern, frappanten Wendungen; von gewinnender Liebenswürdigkeit im geselligen, von schneidender Ueberlegenheit im geschäftlichen Verkehr. Sein Bildungsgang war großen Theils der eines Autodidakten gewesen; die frische Ursprünglichkeit seiner Natur hatte er weder durch mechanische Schulung noch durch äußerlichen Dienstzwang einschnüren oder umschleifen lassen. Auf der Universität hatte er bald den Besuch langweiliger Vorlesungen aufgegeben und als flotter Corpsbursch alle Freuden der akademischen Freiheit gründlich genossen. Aber sein Dasein ging nicht, wie bei Vielen, im Corpsdienst auf und unter, um dann im geistlosen Philisterium trocken hinzuschleichen, sondern kein Tag erschien, an dem er nicht nach lehrreicher und anregender Lektüre gegriffen und dem aufstrebenden Gedanken Nahrung und Erfrischung geboten hätte“. „Gleich bei seinem ersten Auftreten (im vereinigten Landtag 1847) zeigte er eine seltene Beherrschung der Sprache, eine classische Formgewandtheit des Ausdrucks, eine unverfälschte Schlagfertigkeit der Replik“.

König Friedrich Wilhelm IV. „zu dessen starken Seiten sonst eine zutreffende Menschenkenntniß nicht gehörte“ (Sybel), „hielt mich, meinte Bismarck später, für ein Ei, aus dem er einen Minister ausbrüten wollte“. — „Ganz im Sinne des Königs“, lesen wir a. a. O. bei Sybel, „hat man oft von Bismarck's Frankfurter (diplomatischen) Lehrjahren geredet, ungefähr ebenso passend, wie wenn man von der Schwimmschule eines jungen Fisches sprechen wollte“. . . . „Er war ein Staatsmann von Geburt. Eine freigebige Natur hatte ihn mit allen Erfordernissen des Herrscherberufs ausgestattet, mit rascher und durchdringender Auffassung der Verhältnisse, mit scharfer Erkenntniß der Stärken und Schwächen jeder Position, mit sicherem Blick für die Brauchbarkeit der verschiedensten Menschen zur Förderung seiner Zwecke. Mit einer unerschütterlichen Willenskraft in der Verfolgung seiner Absichten verband er eine niemals versagende Elasticität des Geistes in der wechselnden Anwendung des jedesmal zweckmäßigen Verfahrens.“

Schlagen wir nun den Bd. I von Hahn (Fürst Bismarck) auf und lesen wir die Reden derjenigen Abgeordneten, die während der Conflictszeit gegen die Regierung, insbesondere gegen den neuen preußischen Ministerpräsidenten gehalten worden sind, so sehen wir, daß der Historiker Sybel mit einer der heftigsten Angreifer Bismarck's gewesen ist. Ich gebe zum Belege dessen nur einige wenige Stellen wieder, und zwar aus Sybel's Rede vom 31. März 1863, so u. a.: „Wo das Herz nicht mitredet, ist auch der Geist nicht in dem Besiz seiner Kraft. Das Herz unseres Ministeriums aber, meine Herren, das scheint leider nur an Bildern der Unfreiheit und Unterdrückung zu hängen, und so schrumpft denn auch ihre Staats- und Kriegskunst wie ihr Verfassungsleben zu der Glorie der polizeilichen Chicane zusammen.“ (Bravo! Sehr wahr!) „Wir thun . . . nach der Ueberzeugung, daß dieses Ministerium an keiner Stelle Lorbeer ernten wird.“ „Weil wir von der Wahrheit durchdrungen sind, daß unter diesen Führern die Niederlage überall die unvermeidliche Folge sein wird, so wird unser Wort stets: Gewehr bei Fuß! lauten, so lange die Krone diese Minister behält“ (das heißt: wir werden die verlangten Bewilligungen für die Armeeorganisation nicht zugestehen!). Sybel nannte damals Bismarck einen „notorisch unfähigen und unglücklichen Befehlshaber,“ und spricht von der Re-

gierung als von einem „notorisch seeuntüchtigen Schiff,“ „mit thöricht überhöhten Masten, des besten Theils seines Eisens und seiner Dampfkraft beraubt, mit Herrn von Noon im Maschinenraum und Herrn von Bismarck am Steuer.“ „In den gährenden Ocean der Europäischen Händel sich auf solchem Schiff hinauswagen, dafür mag stimmen wer will, ich vermag es nicht, und ich hoffe, Sie werden es Alle nicht vermögen. Wir wollen unser Land seinem Könige, und unseren König seinem Lande erretten, — und deshalb werden wir heute und morgen und immerdar unsere Stimmen gegen die falschen Rathschläge der jetzigen Rathgeber der Krone erheben, schonungslos und rücksichtslos!“ (Lebhaftes Bravo!).

Diese wenigen Sätze eines der Volksvertreter, welche damals mit der preussischen Regierung sich im sogenannten Verfassungskonflikt befanden, mögen nebenbei als Beispiele dienen für die Heftigkeit und Erbitterung des Kampfes zwischen diesen beiden schroff auf einanderstoßenden Parteien. Bismarck war fortwährend die Zielscheibe all des Spottes und Hohnes, des Zornes und der Wuth des Abgeordnetenhauses, das ja wohl aus einigen hundert der besten, wohldenkendsten und geistvollsten Männern des preussischen Staats bestand, die jedoch nicht den weiten Blick jenes genialen einzigen Mannes hatten, und denen vor allem das Vertrauen zu seinem Können und Wollen abging. Und wer die Geschichte jener Tage kennt, der weiß, daß das auch nicht anders sein konnte.

Als im Jahre 1867, nachdem Oesterreich geschlagen und der Norddeutsche Bund durch Bismarck festbegründet worden war, der Kanzler eines Tages im constituirenden Reichstag erschien, näherte sich auch der Geschichtschreiber Sybel ihm, wie wir bei Poschinger (Bismarck und die Parlamentarier I) lesen: „Sybel sah Bismarck am Buffet stehen, ein gewaltiges Kotelett auf dem Teller. Er hat einen ihm befreundeten Abgeordneten, ihn Bismarck vorzustellen. „Nun, ich meine — entgegnete der letztere — wir kennen uns schon zur Genüge. Wir haben doch schon genug Liebenswürdigkeiten miteinander ausgetauscht.“

Als Heinrich von Sybel im Jahre 1881 an die Abfassung der „Begründung des Deutschen Reichs“ ging, da war er schon längst ein Anderer geworden in Bezug auf seine Beurtheilung Bismarck's und dessen Befähigung als Staatsmann. Dieser Wandel

war ein ebenso natürlicher, als Sybel's Standpunkt zwei Jahrzehnte vorher. Der homo novus, der berühmte „Junke“ Herr von Bismarck-Schönhausen von damals war ja auch mittlerweile der „Begründer des Deutschen Reichs“ geworden, war am 21. März des Jahres des Heils 1871 in den Fürstenstand erhoben worden bei der Eröffnung des Deutschen Reichstags, der Vertretung des gesammten Deutschen Reichs, welches seine Schöpfung war. Und da lesen wir denn auch in dem großen Sybelschen Werke die Worte des Verfassers, mit welchen er seinen damaligen Irrthum bekennt, nicht in der Form eines demüthigen und wehmüthigen „pater peccavi“, denn niemand darf die Haltung des Abgeordnetenhauses von 1863 sündhaft und unrecht finden, vielmehr war es die Haltung von gesinnungstreuen und ehrenhaften Männern, und Bismarck mußte sich erst erproben, bevor er ihr Vertrauen haben konnte — vielmehr thut Sybel dieses mit dem Freimuth und der Offenheit, die den wahrhaft, und im besten Sinne des Wortes, stolzen Mann kennzeichnet. An die Stelle der früheren schroffen Abgeneigtheit gegen den vermeintlichen Verbrecher am preußischen Staat, trat die Liebe und Dankbarkeit gegenüber dem Schöpfer eines einigen großen Deutschen Reichs und Deutschen Vaterlandes. Und in dieser Dankbarkeit und liebenden Verehrung schuf der große Forscher der Geschichte dem größeren Helden der Geschichte ein bleibendes Denkmal in seinem Geschichtswerk¹⁾.

Ludwig Hahn: „Fürst Bismarck. Sein politisches Leben und Wirken urkundlich in Thatjachen und des Fürsten eigenenen Kundgebungen dargestellt.“ 5 Bände (der Bd. V nach Hahn's Tode von Wippermann bearbeitet).

Es will dieses Werk eine „vollständige, pragmatisch geordnete Sammlung der Reden, Depeschen, wichtigen Staatschriften und politischen Briefe des Fürsten“ geben und damit „zugleich ein leben-

¹⁾ Im Anschluß an H. v. Sybel's Werk bemerke ich hier, daß von einem unserer baltischen Historiker, G. Rathlef, vor drei Jahren eine Besprechung der „Begründung des Deutschen Kaiserreichs“ erschien, unter dem Titel: „Bismarck und Oesterreich bis 1866“. (Balt. Mon. 1892, Bd. 40, S. 411 ff.). In großen Umrissen und in formvollendeter Darstellung wird das Verhältniß Preußens zu Oesterreich bis zur Katastrophe von 1866 dem Leser vorgeführt.

diges Bild der politischen Entwicklung in der Bismarck'schen Aera". Es will „dem gegenwärtigen Geschlechte in's Gedächtniß rufen, welche Kämpfe, welche geistige und moralische Anstrengungen nöthig waren, um uns dahin zu führen, wo wir stehen.“

Es ist ein historisches Riesengemälde, möchten wir sagen, der Jahrzehnte Bismarck'scher Kämpfe und Schöpfungen, ein großartiges politisches Zeitbild, das nicht nur dem souveränen Kenner des Entstehens und Wachsens deutscher Einheit und Macht willkommen sein durfte, sondern auch von jedem Anderen mit Freuden begrüßt werden mußte, der ein offenes Ohr für historische Entwicklung hat und die Fähigkeit besitzt, das wahrhaft Große an genialen Charaktermenschen zu bewundern.

Nicht nur die Kundgebungen aus der Feder und dem Munde Bismarck's sind es, die die vorliegenden fünf starken Bände erfüllen, vielmehr bieten die letzteren die Zusammenfassung von hervorragenden und bis zur Zeit der Oeffentlichkeit freigegebenen, historisch-politischen Akten und Befundungen offizieller und nichtoffizieller Natur der preussischen und reichsdeutschen, wie auch der außerdeutschen Regierungen — letztere natürlich nur soweit dieselben auf ihren politischen Bahnen mit denen des deutschen Reichs sich kreuzten.

An der Hand dieser Aktenstücke, Reden, Schreiben und Depeschen verfolgen wir den Werdegang der Consolidirung des preussischen Staats, schreiten wir durch die versteckten Irggänge der antipreussischen Politik der deutschen Klein- und Mittelstaaten, lauschen wir dem Wehen und Brausen einer herankommenden neuen Zeit, durchforschen wir die geheimen Winkel einer lichtscheuen, außerdeutschen Diplomatie. Wir sehen, wie allgemach das mißachtete und vielgeschmähte Preußen den festen Boden einer geachteten Stellung gewinnt inmitten der anderen europäischen Staaten. Wir überschauen mit klarem Blick die Verwickelungen, die zu dem durch Verblendung und Trotz herbeigeführten tollkühnen Kampfe des kleinen, anmaßend übermüthigen Dänemark gegen zwei übermächtige und verbündete Gegner führten. Wir sehen die Vorboten herannahen jenes furchtbaren und doch so unumgänglichen Bruderkrieges, und freuen uns an dem Erfolge der guten Sache und an der schönen Frucht der alldeutschen Eintracht, die der glänzende Sieg bei Königgrätz zeitigte. Ein klarer blauer Himmel wölbt sich durch mehrere Jahre über dem politischen Schau-

platz Mitteleuropas, nur selten durch Wolken getrübt. Doch der böse Feind schlummert nicht. Urplötzlich sehen wir's am Himmel aufzucken; in stürmender Hast sehen wir schwarzes Gewölk sich am politischen Horizont aufthürmen. Mit rasender Eile kommt's näher und näher heran. Ein grauenhafter Krieg bricht los, von dessen Nähe, nur wenige Tage zuvor, im Freundesland Keiner, im Feindesland nur Wenige etwas geahnt hatten. Doch auch dieses Menschenmorden nimmt ein Ende, während die Diplomatie ihre Fäden spinnt, um Neues an die Stelle des Alten zu setzen. Erst jetzt ist's Frühling worden in allen Landen deutscher Zunge. Die deutsche Einigkeit hat die Bluttaufe erhalten; es giebt nunmehr ein deutsches Vaterland: das „Deutsche Reich“ hat wieder einen „Deutschen Kaiser“ bekommen.

Die Zeit aber steht nicht still bei ihrer stolzen Schöpfung. Jahre reihen sich an Jahre. Dunkle Mächte wühlen ihre unterirdischen Gänge, während oben beim klaren Schein der Sonne das fröhliche Leben seine Kreise zieht, und an den Grenzen des neubegründeten Deutschen Reichs ziehen Nachjucht und Verleumdung ihre wirren Netze.

Wie kam's, daß da die Guten im Lande nicht den Muth verloren; daß nicht Furcht und Bangen die Herzen überkam und Trostlosigkeit an die Stelle der Lebensfreudigkeit trat?

Das machte, daß das Deutsche Reich einen immerwachen Hüter hatte, einen starken Burgwart, der die Augen immer offen und die Faust am Knauf des Schwertes hielt; einen getreuen Eckehard, der an den Grenzen die Wacht hatte, einen gewaltigen Mann, dessen gerunzelte Stirne und dreuendes Auge die bösen Schleicher im Vaterlande niederbeugte.

Des Deutschen Reiches Kanzler, der durch Blut und Eisen, vor allem aber durch seines Geistes Macht Preußen und Deutschland zu dem gemacht, was sie heute sind — er wahrte auch die neugeschaffenen Grenzen des Reichs nach außen; er hielt die nationale Entwicklung im Innern aufrecht gegen die rothe und die schwarze Internationale, das ist gegen Socialdemokratie und Ultramontanismus, er schuf dem Handel neue Wege in Heimath und Fremde, indem er Einheitlichkeit in all' Das brachte, was vor dem vom faulen Partikularismus beherrscht wurde; und indem er

auch in fernen Welttheilen dem deutschen Namen Geltung und Achtung verschaffte durch Aufpflanzen der Reichsfahne in Deutschen Schutzgebieten. Dies Alles und vieles mehr erzählen uns die im Hahn'schen Werke abgedruckten Altentstücke¹⁾.

Ex Lib. univ. tart.

Wilhelm Dncken: „Das Zeitalter des Kaisers Wilhelm“
in 2 starken Bänden von je tausend Seiten.

Es ist dieses Werk der stolze Abschluß eines monumentalen historiographischen Unternehmens der neuesten Zeit. Unter Mitwirkung von etwa dreißig der glänzendsten Historiker der Jetztzeit entstand unter Leitung des berühmten Geschichtsforschers Wilh. Dncken im Laufe eines Jahrzehnts eine „Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen“ (G. Grote'sche Verlags-Buchhandlung, Berlin) in 44 Bänden mit einem gewaltigen Reichthum von Karten, Beilagen, Porträts und kulturhistorischen authentischen Illustrationen. Vom Herausgeber, Prof. Dncken, rühren außer obengenanntem Werke auch die ebenso glänzende Darstellung der Zeiträume Friedrichs des Großen und der französischen Revolution und des Kaiserreichs her. Wie bei Sybel's „Begründung des Deutschen Reichs durch Wilhelm I.“, so auch bei Dncken's „Zeitalter des Kaisers Wilhelm“ enthält der Titel des Werks nicht den Namen Bismarck's, aber der Inhalt — und wie sollte das anders sein — ist von ihm erfüllt.

Neußerlich schon treiben uns zur näheren Bekanntschaft mit Dncken's Werk an die zahlreichen (weit über 200) authentischen Illustrationen und Porträts, die sich innerhalb des Textes oder in Form von Beilagen darin finden. Um nur einige herauszugreifen: da sehen wir Karl Mathy, den gelehrten Kenner der Staatswissenschaft, der einem unfreien Leben im zerklüfteten Deutschland ein freies Leben als Schulmeister der Schweizerbuben in Grenchen vorzog; der, später badischer Minister geworden, vergebens, weil verfrüht, sein Theil zur Verknüpfung Süddeutschlands mit dem Norden beitragen wollte, was, drei Jahre nach seinem Tode, ein Größerer vollbrachte. Fürst Schwarzenberg, der als österreichi-

¹⁾ Im Anschluß an die Hahn'sche Ausgabe erschien 1892 von Wippermann: „Fürst Bismarck im Ruhestande“ (Sammlung von Kundgebungen über den Fürsten, dessen politischen Gesprächen u. s. w. seit seiner Entlassung).

scher Ministerpräsident in „Metternichtigem“ Sinne das Werk seines Vorgängers zu Deutschlands Unehren fortsetzte. Der General von Radowig, der Urheber des hinfälligen „Dreikönigsbündnisses“, dem das Wort der Rede zu Gebote stand wie wenigen seiner Zeitgenossen, und von dem der damalige Herr von Bismarck-Schönhausen dennoch meinte, seine Reden machten sich gedruckt nicht so gut, als gesprochen. Graf Camillo di Cavour, der Führer Italiens auf dem Wege zur Einheit, der Bismarck Italiens, dem es der grausame Tod jedoch nicht vergönnte, in eigener Person das Ziel seines Lebens zu Ende zu bringen. Von Roon, der preussische Kriegsminister, Kaiser Wilhelms dritter Paladin, nach Bismarck und Moltke. Die schöne papstgläubige Kaiserin Eugenie, der man nicht mit Unrecht keinen kleinen Theil an der Heraufbeschwörung des für Frankreich so verhängnißvollen großen Krieges, den sie zuvor als „ma petite guerre“ bezeichnete, heimißt. Streng der Geschichte der innern Entwicklung Deutschlands angehörig sind die folgenden: Windhorst, „Die Perle von Meppen“, von der Bismarck meinte, es komme ihm bei der Schätzung einer solchen nicht nur auf den Werth, sondern auch auf die „Farbe“ derselben an; Bebel „und Genossen“; der nationaldenkende Ferdinand Lassalle und der internationalgesinnte Karl Marx, die beiden hervorragendsten socialen Forscher und Agitatoren; der unveröhnlichste Bismarckfeind Eugen Richter. Weiter heben wir u. a. hervor das Porträt des old man Alt-Englands, Gladstone; Crispi, der, in seinen jungen Jahren Revolutionär, im späteren Alter das Werk Cavour's überkam, ausbaute und festigte; dann der „Battenberger“, weiland Fürst Alexander von Bulgarien; der berüchtigte General Boulanger, der um eines Haares Breite den so lang ersehnten „Revanche“-Krieg herbeigeführt hätte; Thiers, der große Historiker und größere Diplomat, der jedoch in Bismarck seinen Meister fand. Porträts des Kaisers Wilhelm I., Moltke's und Bismarck's sind in vielfachen Auflagen aus den verschiedensten Lebensaltern beigegeben.

Indem ich nun zum Inhalte des vorliegenden Werks übergehe, beabsichtige ich auch bei diesem, ebensowenig wie bei den bereits besprochenen und den noch zu besprechenden Schöpfungen weder eine gedrängte Wiedergabe desselben im Ganzen, noch eine Kritik desselben im Einzelnen. Dessen überhebt mich in vorliegendem Falle ganz

besonders die Treue und der Geist der Darstellung, die schöpferische Verbindung der historischen Thatfachen unter einander. Es entwickelt der Verfasser vor uns ein gewaltiges historisches Drama oder vielmehr eine ganze Reihe von historischen Dramen, die in einander hineingreifen, wie die Räder einer Riesenmaschine. Hundertsache Leidenschaften führen zu den furchtbarsten Katastrophen. Charaktere und Geister von gewaltiger Kraft stürmen an uns vorüber in die Kämpfe um Ehre, Ruhm und Macht. Doch auch im stillen, engen Heim regen sich hohe geistige Fähigkeit und zähe Ausdauer im Ringen um die menschheitliche Entwicklung. Auf tobenden Schlachtfeldern, wie auf dem glatten Parquet der Diplomatie, auf dem Markte des Lebens, wie in der stillen Klausur des Gelehrten, auf colonialem Boden fremder Welttheile, wie im Atelier des Künstlers, allüberall wogt der Kampf mit wechselndem Erfolge, hier um eigensüchtige Zwecke, dort um das Wohl einer ganzen Nation oder für Ideale geistiger Güter; hier von Einzelnen, dort von ganzen Parteien oder von gesammten Völkern geführt. Es rauscht und wogt und braust an uns vorüber; hier ein Wanken und Fallen, dort ein Stürmen und Steigen. So schreitet die Geschichte von Jahrzehnten majestätisch an uns vorüber, einem großen erhabenen Ziele entgegen — entgegen der seit Jahrhunderten von Millionen ersehnten Einigung Deutschlands unter der Regide des siegreichen ersten Deutschen Kaisers und mit Riesenkräften dazu gezwungen durch den Geist des Titanen Bismarck.

So stellt sich uns Duden's „Zeitalter des Kaisers Wilhelm“ dar. In vielen Hinsichten bietet es auch neue Anschauungen und volle Aufklärung über bisher noch nicht zur Genüge gelöste Fragen. So über das hinterhältige Benehmen Oesterreichs und Italiens gegenüber Preußen zu Beginn des Krieges 70/71. Beide Staaten, ersterer in einem Gefühl der Rache, letzterer in grenzenloser Undankbarkeit, neigten zu Napoleon hin, und nur Dank den überraschenden ersten Erfolgen der deutschen Waffen unterblieb die effective Schließung jener gefahrdrohenden Coalition.

Sehr interessant sind die Aufzeichnungen, welche wir vom Grafen d'Herisson („Journal d'un officier d'ordonnance“ 1885; neuerlich auch in's deutsche übertragen) haben, über die Unterredungen Bismarck's mit Jules Favre zwecks Friedensabschlusses. Wir finden dieselben in Bd. II von Duden wiedergegeben.

„Ich war, schreibt d'Herisson, betroffen von dem Gegensatz, den die beiden Unterredner persönlich darboten. Graf Bismarck trug die Oberstenuniform der weißen Kürassiere: weißen Waffenrock, weißen Helm mit gelbem Band. Er sah aus wie ein Koloss. Eingeschürzt in seine Uniform, die Brust gewölbt, die Schultern eckig, strogend von Gesundheit und von Kraft, erdrückte er mit seiner Nähe den gebeugten, mageren, langen, trostlosen Advocaten in seinem Ueberrock, der überall Falten schlug, und auf dessen Kragen seine weißen Haare herabrieselten. Nur einen Blick brauchte man auf diese beiden Unterhändler zu werfen, um den Sieger und den Besiegten, den Starken und den Schwachen zu erkennen.“ Im Gegensatz zur „Thänenurne“ Jules Favre findet d'Herisson Bismarck „gründlich heiter“, „mitten im ernstesten Gespräch immer aufgelegt, einen Scherz hinzuwerfen, einen Witzpfeil abzuschnelles, unter dem man doch immer die mächtige Tazge des Löwen spürte“. „Mit einem erstaunlichen Freimuth und einer bewunderungswürdigen Logik sagte der Kanzler schlicht, aufrichtig, was er wünschte. Immer ging er gerade aus auf sein Ziel los und verblüffte bei jedem Satz J. Favre, der, gewöhnt an Advocatenkniffe und Diplomatenlist, sich nicht erheben konnte zu dieser vollkommenen Loyalität, dieser vornehmen, vom alten Brauch so weit abliegenden Art, die Fragen zu behandeln“. Unvergleichlich fand er die Meisterschaft, mit welcher Bismarck die französische Sprache handhabte. Nur bei Russen hatte er Aehnliches gefunden. „Die Ausdrücke, die er brauchte, zeigten ganz nach Bedarf bald feinen Geschmack, bald Kraft und Wucht und ohne Mühe und langes Suchen fand er das treffende Wort, das einen Gedanken abgrenzt und eine Lage zeichnet.“

Das ist das Urtheil eines Franzosen aus einer Zeit, da Frankreich ohnmächtig unter der starken Faust des deutschen Siegers zusammensauf.

Wilhelm Maurenbrecher: „Gründung des Deutschen Reiches, 1859—1871“.

Der Verfasser, der bekannte Leipziger Professor, derselbe, der bald nach der Entlassung Bismarck's in so tapferer und geistvoller Weise die Stimme für den Reichskanzler erhob, bietet uns hier eine politische Geschichte Deutschlands aus seinen schwersten, aber

ruhmreichsten Jahren, ohne Schönfärberei und ohne Voreingenommenheit, sine studio et ira. So insonderheit hält er mit seiner Kritik jener liberalen Velleitäten und englischen Machinationen aus den Anfängen der 60er Jahre nicht zurück. Jene Irrwege waren auch betreten worden von dem kronprinzlichen Paare und der vielgenannte und vielberühmte Herzog Ernst II. von Koburg stand dem nicht fern — ja selbst die englische Königin Viktoria maßte sich „in mütterlicher Sorge um das Los ihrer Kinder“ an, in für Preußen durchaus nicht würdiger Weise, persönlich an die Güte des österreichischen Kaisers zu appelliren: „er möge doch die Zukunft des künftigen Königs von Preußen und seiner Gemahlin nicht schädigen und nicht beeinträchtigen lassen.“ Und „der Herzog Ernst hatte ruhig dabei gestanden, der angebliche Freund Preußens und der deutsch-nationalen Sache“ (S. 108). „Diese kleine Anekdote wirft ein grelles Licht auf das eigenthümliche Verhalten einzelner, besonders am Gang der Politik interessirten Personen in damaliger Zeit, insbesondere aber auf die vielen Schwierigkeiten, welche der ernstest und weitblickend gebachten Politik Bismarck's und seines Königs in den Weg gelegt wurden. Man kann ungefähr daraus entnehmen, welche Reibungen und Kämpfe Bismarck zu überwinden hatte. Ganz besonders das Urtheil und die Auslassungen des Kronprinzen aus jener Zeit zeigen ihn (den Kronprinzen) völlig befangen in englischen und liberalen Irrwegen“.

„Graf Bismarck und seine Leute während des Krieges mit Frankreich“.

Nach Tagebuchblättern von Moritz Busch. 2 Bände.

Der Verfasser, einer von den „Leuten“ des Kanzlers, d. h. den Räten und Bureauarbeitern, befand sich als Secretär in steter nächster Umgebung des diplomatischen Leiters jener großen Action. In dieser Stellung und da durch gütige Anordnung des „Chefs“ seine ihm untergebenen Mitarbeiter „auch gewissermaßen Glieder seines Haushaltes waren,“ d. h. die Wohnung mit ihm theilten und an seiner Tafel speisten, also durch die ständigen täglichen persönlichen Beziehungen mit dem Kanzler war Busch in die günstige Lage gesetzt, genau zu beobachten und zu verzeichnen, und zwar in tagebuchartiger Form, „wie er sich während des großen Krieges, soweit ich Augenzeuge war oder zuverlässige Berichte mir zukamen, verhielt, wie er während des Feldzuges lebte und arbeitete,

wie er über Gegenwärtiges urtheilte, was er bei Tische, beim Thee oder bei anderer Gelegenheit aus der Vergangenheit erzählte.“

Wir wollen dieses interessante und in der Bismarckliteratur classisch gewordene Buch für sich selber sprechen lassen und gehen daher gleich in medias res.

S. 9. „Der Kanzler trug während des ganzen Krieges Uniform und zwar in der Regel den bekannten Interimsrock des gelben Regiments der schweren Landwehrreiterei, dessen weiße Mütze und weite Aufschlagstiefel, bei Ritten nach Schlachten oder Aussichtspunkten, auch an einem über Brust und Rücken gehenden Riemen ein schwarzes Lederfutteral mit einem Feldstecher und zuweilen außer dem Pallafsch einen Revolver. Von Decorationen sah man an ihm in den ersten Monaten regelmäßig nur das Comturkreuz des Rothen Adler-Ordens, später auch das eiserne Kreuz. Nur in Versailles traf ich ihn einige Male im Schlafrock an, und da war er nicht wohl — ein Zustand, von dem er sonst während des Feldzugs meines Wissens fast ganz unangefochten blieb.“

S. 10. „In Betreff der Quartiere machte er äußerst geringe Ansprüche, so daß er sich auch da, wo Besseres zu haben war, mit einem höchst bescheidenen Unterkommen begnügte. Während in Versailles Obersten und Majore mitunter eine Reihe brillant eingerichteter Gemächer inne hatten, bestand die Wohnung des Bundeskanzlers, während der fünf Monate, die wir hier verweilten, in zwei kleinen Stuben, von welchen die eine zugleich Arbeitskabinett und Schlafkammer war, und einem nicht sehr geräumigen und wenig eleganten Empfangsalon im Erdgeschoße.“ „Er erhielt, selbst rastlos thätig, seine Umgebung bis spät in fast nie abreisender Geschäftigkeit. Feldjäger kamen und gingen, Boten brachten Briefe und Telegramme und schafften deren fort. Die Rätthe verfaßten nach den Weisungen ihres Chefs Noten, Erlasse und Verfügungen, die Kanzlei kopirte und registrirte, chiffrirte und dechiffrirte. Von allen Richtungen der Windrose strömte Material in Berichten und Anfragen, Zeitungsartikeln und dgl. herzu, und das meiste davon erheischte rasche Erledigung.“

Diese einleitenden Seiten des Tagebuchs werden noch ergänzt durch die Bemerkungen, welche Busch macht über die Art des „Chefs“ zu arbeiten, über seine Tageseintheilung, über die Form der Mahlzeiten und a. m. (S. 11 ff.). Busch erzählt von der

„fast übermenschlichen Befähigung des Kanzlers, zu arbeiten, schöpferisch, aufnehmend, kritisch zu arbeiten, die schwierigsten Aufgaben zu lösen, überall ohne Verzug das Rechte zu finden und das allein Geeignete anzuordnen,“ was „um so erstaunlicher war, als nur wenig Schlaf die bei solcher Thätigkeit aufgewendeten Kräfte ersetzte.“ Spät, meist gegen 10 Uhr stand der Kanzler auf, arbeitete dafür aber oft bis Sonnenaufgang die Nacht durch. Wie der Graf es mit dem Schlafen anders, wie unter gewöhnlichen Menschen üblich, hielt, so lebte er auch hinsichtlich seiner Mahlzeiten in eigner Weise.“ Des Morgens genoß er nur eine Tasse Thee und ein Ei und nahm dann bis zur spät angesetzten Hauptmahlzeit nichts weiter zu sich. Beim Diner zeigte er sich aber als einen ganz hervorragenden Esser; da war er Gourmand und Gourmet in einer Person. So war denn das Diner auch meist im höchsten Grade opulent, sowol was die Speisen, als was die Getränke anlangte. Und nun die Hunderte von interessanten Einzelheiten, die Busch im Laufe jenes denkwürdigen Halbjahres in seinem Tagebuch aufgespeichert hat: Anekdoten über den Kanzler und von ihm erzählt, humoristische und satirische Neußerungen desselben, Erinnerungen, von ihm wiedergegeben aus seinem reichen früheren Leben, die sich theils auf seine diplomatische Laufbahn, theils auf seine Bekanntschaft mit damals noch lebenden oder bereits verstorbenen namhaften Persönlichkeiten, Repräsentanten der Wissenschaft und der Kunst, der Politik oder der Finance, beziehen, ergötzliche Jagdgeschichten u. s. w.; kleine oder große Begebnisse während des Krieges, ernste und heitere Gespräche beim Thee oder beim Glase Wein, in der Büreaustube und auf den Märschen, zu Pferde und im Wagen, beim fernen oder nahen Kanonendonner, zu Hause und im Felde. Auch vieles aus der Thätigkeit der Kanzlei des „Chefs“ ist zum näheren Verständniß mitgetheilt; über Truppenbewegungen u. a. m.

Bei der Fülle des Gebotenen fällt es uns schwer, nicht länger als der Raum es uns hier gestattet, bei diesem Tagebuch zu verweilen. Nur einzelnes sei hier in dürftiger Form wiedergegeben, und zwar aus dem Zusammenhang herausgenommen.

Dr. Busch sitzt allein beim Thee. Da tritt auch der Chef in's Zimmer, nimmt eine Tasse Thee mit Cognac und spinnt eine Unterhaltung an. Er lobt den auf dem Tische stehenden Rothwein,

nachdem er ein Glas davon getrunken; er spricht seinen Merger aus über den Baron Rothschild und meint, er werde ihm trotz des königlichen Verbots einige Fasanen aus dem Parke wegschießen „— arre-tiren is nich; denn da haben sie niemand, der den Frieden besorgt.“ Man spricht von der Jagd, von der Geschicklichkeit im Schießen, wobei er erzählt, er habe als junger Mann mit einem guten Pistol den Enten auf dem Teich die Köpfe abgeschossen. Die Unterhaltung lenkt ab auf die alten Sprachen. „Als ich Primaner war, sagt er, da konnte ich recht gut lateinisch schreiben und sprechen! jetzt sollte es mir schwer fallen, und das Griechische habe ich ganz vergessen.“ Er bezweifelt den Werth desselben für die moderne Cultur, wogegen Dr. Busch an die *disciplina mentis* erinnert. „Was die anlangt, so könnte man statt des Griechischen gleich das Russische einfügen, und das hätte auch einen unmittelbaren praktischen Nutzen. Da giebt's eine Menge Feinheiten, die bei der Unvollkommenheit der Conjugation aushelfen müssen, und die 28 Declinationen, die man früher hatte, waren auch was für's Gedächtniß. . . .“ Graf Bismarck-Böhlen kommt hinzu und das Gespräch geräth auf die Behandlung der schleswig-holsteinschen Frage im Bundestage der fünfziger Jahre. „Ja“, sagt der Chef, „in Frankfurt schliefen sie bei den Verhandlungen mit offenen Augen. Ueberhaupt eine schläfrige, langweilige Gesellschaft, die nur genießbar wurde, wie ich als der Pfeffer dazu kam.“

S. 14. Bd. II, schildert Bismarck in originell burschikofser Weise, wie er Anfang der fünfziger Jahre den Befehl von Manteuffel bekommen habe, zwischen den preußisch Conservativen und Heinrich von Gagern zu vermitteln. „Es wurde ein *souper à trois* arrangirt. Zuerst wurde wenig oder garnicht von Politik gesprochen. Dann aber ergriff Manteuffel einen Vorwand, uns allein zu lassen. Als er hinaus war, sprach ich sogleich von Politik und setzte Gagern meinen Standpunkt auseinander und zwar in ganz nüchterner, sachlicher Weise. Da hätten sie aber den Gagern hören sollen. Er machte sein Jupitergesicht, hob die Augenbrauen, sträubte die Haare, rollte die Augen und schlug sie gen Himmel, daß es förmlich knackte, und sprach zu mir mit seinen großen Phrasen, wie wenn ich eine Volksversammlung wäre. — Natürlich half ihm das bei mir nichts. Ich erwiderte kühl, und wir blieben auseinander wie bisher.“ Zu

Manteuffel aber habe Bismarck nachher von Gagern gemeint: „Er hält mich für eine Volksversammlung — die reine Phrasengießkanne. Mit dem ist nicht zu reden“.

Sehr ergötzlich ist die Erinnerung, welche der Kanzler aus seinen jüngeren Jahren erzählt (II. S. 77), da er die Abende häufig im Familienkreise König Friedrich Wilhelms IV. verbrachte, wobei der König in seinen Kupferstichen blätterte, die Königin sich mit einer Tapissiererie zu schaffen that, Gerlach schlief und der berühmte Alexander von Humboldt in gelehrten und entsetzlich gedehnten Vorlesungen und Vorträgen machte. Wie da einmal ein interessanterer Erzähler dem großen Naturforscher den Rang abgelaufen und die gespannte Aufmerksamkeit der ganzen Gesellschaft auf sich gelenkt habe. Mergerlich geworden, habe Humboldt nun versucht, das Wort wieder zu erobern: „Auf dem Gipfel des Popokatepetl, fing er an — keiner hörte ihn. — Mißmuthig begann er nochmals: „Auf dem Gipfel des Popokatepetl, 7000 Toisen über“ — wieder drang er nicht durch; der Erzähler sprach ruhig weiter und alle Anwesenden horchten auf ihn. — „Auf dem Gipfel des Popokatepetl, 7000 Toisen über dem Niveau des Stillen Meeres,“ stieß er nun lauter, halb wehmüthig, halb erregt, hervor — allgemeine Aufmerksamkeit nach der anderen Seite — wüthend setzte sich Humboldt nieder. —

Das deutsche Kaiserreich war in Versailles am 18. Januar 1871 um die Mittagszeit unter militärischem Gepränge proclamirt worden.

Am 21. Januar kam es im Kreise Bismarck's bei Tische zu einer gelehrten Erörterung des Unterschiedes zwischen den Titulaturen „Deutscher Kaiser“ und „Kaiser von Deutschland“, wie auch eines „Kaisers der Deutschen“. „Als ein Weilchen darüber verhandelt worden war, fragte der Chef, der bisher zu der Debatte geschwiegen: „Weiß einer von den Herren, was auf Lateinisch Wurscht heißt?“ — „Farcimentum“, erwiderte Abeken. — „Farcimen“ sagte ich. — Chef, lächelnd: „Farcimentum oder farcimen, einerlei. Nescio quid mihi magis farcimentum sit“.

Diese Anekdote ist bezeichnend für den concreten, sachlichen Sinn Bismarck's als Politiker, dem Wesen und Inhalt seiner Schöpfung, ja auch die Form, soweit sie integrirend war Alles bedeutete, wogegen der Name, die Bezeichnung, ihm von geringer

Bedeutung schien. Das ist das granum salis obigen heiteren Ausspruchs des Kanzlers¹⁾. —

„Fürst Bismarck und die Parlamentarier“ von Dr. S. von Poschinger, Bd. I: „Die Tischgespräche des Reichskanzlers“.

Bismarck's parlamentarische Reden und Aeußerungen sind bereits in vielfachen Drucken vorhanden; hier jedoch „kommt es auf denjenigen Verkehr an, der sich hinter den Coullissen des Parlaments abgespielt hat, im Hause Bismarck's unter vier Augen, bei oder nach Tische, oder im Konferenzzimmer des Reichstags.“

Poschinger hat bei Abfassung dieses Werks theils eigene handschriftliche Materialien benutzt, theils Aufzeichnungen Anderer.

Von 1862—66 war Bismarck in den Augen der überwiegenden Abgeordnetenmajorität verfehmteter Conflictsminister, daher denn an gefellige Zusammenkünfte der Volksvertreter bei ihm nicht zu denken war, ausgenommen einige mehr oder weniger officiell zu nehmende parlamentarische Diners, an denen fast ausschließlich Conservative theilnahmen. Dann aber, nachdem der Norddeutsche Bund durch Bismarck begründet war und des letzteren geistige Größe und Vaterlandsliebe unbestritten dastanden, da drängte sich Alles, was irgend Namen und politische Bedeutung hatte, in die Salons des Kanzlers.

Die eigentlichen parlamentarischen Soiréen, die an jedem Sonnabend stattfanden, datiren seit April 1869; Einladungen ergingen an sämtliche Reichstags-Abgeordneten, aber auch an Andere, wie etwa an die meisten Beamten der Reichs- und Staatsämter. Ein Flor von 15—20 Damen war ebenfalls stets vorhanden. Seit Juni 1884 wurden aus diesen Soiréen parlamentarische Frühstüppen, die auf den Freitag angelegt wurden. Hierbei verdrängte natürlich

¹⁾ Vom gleichen Verfasser sind außer „Graf Bismarck und seine Leute“ noch erschienen:

„Neue Tagebuchblätter“ (Leipzig, 1879) und

„Unser Reichskanzler. Studien zu einem Charakterbilde“ (Leipzig, 84).

Als interessante Zugabe zu Busch's Tagebuch aus dem deutsch-französischen Kriege darf man die Erinnerungen des amerikanischen Generals Sheridan: „Von Gravelotte nach Paris“ ansehen, indem auch dieser darin vielfach von seinen häufigen Zusammenkünften mit dem Kanzler sehr interessante Einzelheiten erzählt.

der bequeme Gesellschaftsrock den Frack, aber Ungezwungenheit des Verkehrs herrschte hier wie dort. Die Fürstin Bismarck selbst oder ihre Tochter, Gräfin Rantzau, machte die Honneurs. Mitglieder der verschiedensten Parteien (ausgenommen immer die Socialdemokraten) sah man gruppenweise zusammensitzen oder stehen, untermischt mit Spitzen der Regierung, trinkend, rauchend, plaudernd; aller Hader, der sie im Reichstagsgebäude auseinander gehalten, schien in diesen Gesellschaftshallen des Kanzlers vergeben und vergessen zu sein.

Einen intimeren Charakter hatten die nebenher stattfindenden parlamentarischen Diners, zu denen sich jedoch immerhin auch eine meist recht große Zahl von Gästen zusammensand, und die, um 5 Uhr beginnend und in Form eines geselligen Beisammenseins sich ausspinnend, meist bis 9 Uhr Abends und länger währten. War die Mahlzeit vorüber, so griff der Reichskanzler nach seiner langen Pfeife und es scharte sich um ihn eine bunte Gruppe von Zuhörern, während der mächtige „Reichshund“ Tyras sich's in seiner Weise bequem machte, und „die Gäste so behandelte, wie sie in der gesetzgebenden Versammlung der Regierung gegenüber gestimmt.“

Von den Unterredungen, die Bismarck mit einzelnen der Volksvertreter bei Gelegenheit dieser Soiréen, Diners oder Frühstücken hatte, von seinen Auseinandersetzungen, humoristischen oder satirischen Bemerkungen gegenüber ganzen Gruppen von Herren, die sich sitzend und stehend um ihn zusammensanden, sickerte meistens auch etwas an die Oeffentlichkeit durch; die Presse fand immer ihre Leute, die von dem zu solchen Stunden aus dem Munde des Kanzlers Gehörten dies und jenes ausplauderten. Wenn solches von verschiedenen Seiten früher als Indiscretion angesehen und gerügt wurde, so ist das keine zutreffende Anschauung, wo es den gewaltigsten Geist der Neuzeit, der die Geschichte der letzten Jahrzehnte in sich verkörpert, angeht. Die Nachwelt wird diese vermeintlichen Indiscretionen preisen, weil diese erst so recht den nationalen Heros des deutschen Volks auch als Menschen dem Verständniß der Nation näher gebracht haben. Die „Tischgespräche des Reichskanzlers“ bieten dem Leser eine Fülle von politischer Weisheit, aber auch einen großen Schatz von mehr oder weniger harmlosen Scherzworten und persönlichen Erinnerungen des Fürsten Bismarck, nebenher auch manche humoristische Wendung und manches gedankenreiche Wort dieses und jenes geistvollen Abgeordneten.

Werthvoll in diesem ersten Bande sind besonders die Gespräche von Unruh's und des Freiherrn von Hertling mit Bismarck.

Horst Kohl — zur Zeit, wie schon erwähnt, der mit Recht anerkannteste gelehrte Forscher auf dem Boden der Geschichte Bismarck's und seiner Zeit — urtheilt über Poschinger's Werk mit einer kleinen Einschränkung, indem er von demselben meint, es gälte von ihm, was Luther von den apokryphischen Büchern des Alten Testaments sagte: „Bücher, so der heiligen Schrift nicht gleich zu halten und doch nützlich und gut zu lesen sind.“ Eine absolute historische Authentizität dürfte ja wohl in einzelnen zweifelhaften Stellen kaum je erreicht werden. Etwas dem Geiste und der Persönlichkeit Bismarck's strict Widersprechendes haben wir dagegen in dem Buche nicht gefunden.

Dr. Hans Blum: „Fürst Bismarck und seine Zeit.“ Eine Biographie für das deutsche Volk in 5 Bdn. (von denen uns die 3 ersten bereits vorliegen).

Die reichen und immer reicheren Aufschlüsse, welche in dem letzten Jahrzehnt die Forschung auf dem Gebiete der Bismarck-Literatur erfahren hat, lassen die bisher erschienenen Bismarck-Biographien theils weit überholt, theils unvollkommen erscheinen. So hat sich denn H. Blum die Aufgabe gestellt, auf Grund der neuesten Forschung und in populärer Form ein Leben Bismarck's zu schreiben, das dem großen Mann nach allen Seiten hin gerecht zu werden sucht, so weit Solches durch einen Zeitgenossen geschehen kann.

Der Verfasser ist der älteste Sohn des bekannten Frankfurter Parlamentsabgeordneten Robert Blum, der auf Befehl des Fürsten Windischgrätz in Wien 1848 standrechtlich in der Brigittenau erschossen wurde, nachdem diese damals von der Revolution ebenfalls ergriffene Stadt durch den Fürsten im Sturm genommen worden war. — Mit stolzer Nüchternheit theilt (Bd. I, S. 152) Hans Blum die Worte mit, welche Bismarck, Mai 1870, zur Rechtfertigung des großen todtten Parlamentsredners zu ihm, dem Sohne, gesprochen hat.

Begeisterung für den größten Deutschen hat dem Verfasser dieser Biographie die Feder in die Hand gedrückt, Pietät und Einsicht haben sie ihm geführt. Das Werk liest sich, wie ein historischer Roman in großem Stil. Nicht lediglich das politische Wirken des Giganten wird hier geschildert, sondern auch der liebende, hoffende, ringende Mensch tritt plastisch in seinen vielfachen Gestaltungen

uns vor die Augen. Die Kämpfe des Abgeordneten, des Bundestagsgesandten, des Ministers und des Kanzlers nach innen und außen, des „bestgehaßten“, aber auch des meistgeliebten Mannes in ganz Deutschland, sind hier gezeichnet. Mit derselben Anschaulichkeit und eingehendem Interesse durchleben wir auch die inneren Vorgänge und Wandlungen dieses ächtesten aller Deutschen; so in dem Kapitel des ersten Bandes: „Bismarck's Glaube und Christenthum“. Bismarck's erste Jugendzeit fiel in die Periode des Rationalismus. Seine „vorwiegend verständige und aufgeklärte“ Mutter, sein „gemüthvoller, aber keinen tieferen Zug zur überirdischen Welt fühlender“ Vater übten in religiöser Hinsicht nicht besonderen Einfluß auf den lebhaften Knaben aus. Auch auf den Berliner Unterrichtsanstalten wurden religiöse Bedürfnisse in ihm nicht erweckt. Den ersten tieferen Eindruck erweckte die Confirmationslehre des berühmten Theologen Schleiermacher in ihm, der ihm den Bibelspruch mit auf den Lebensweg gab: „Alles, was Ihr thut, das thut von Herzen, als dem Herrn, und nicht den Menschen“. Das rechte Verständniß für diesen kategorischen Imperativ des sittlichen Bewußtseins ist Bismarck freilich erst später aufgegangen, in jener Zeit, da er an seine Gemahlin schreiben konnte: „Ich begreife nicht, wie ein Mensch, der über sich nachdenkt und doch von Gott nichts weiß oder wissen will, sein Leben vor Verachtung und Langeweile tragen kann. Ich weiß nicht, wie ich das früher ausgehalten habe; sollte ich jetzt leben, wie damals ohne Gott, ohne Dich, ohne Kinder — ich wüßte doch in der That nicht, warum ich dies Leben nicht ablegen sollte wie ein schmutziges Hemde“. — Während seiner flotten Studentenzeit, während der „Titaneneinsamkeit“ und der Sturm- und Drangperiode auf dem Gute „Kneiphof“ (Kniephof) hatte Bismarck sich zu jener Religiosität noch nicht durchgerungen. Das Verdienst, diesen Zustand in ihm „von Zweifel und Gährung, Troß und Uebermuth, Sturm und Rausch, der schmerzlichsten Pein trüber Stunden des Nachdenkens, der Reue, des langen Brütens über die Frage, wie er sich dereinst verantworten sollte“, abgeklärt und geläutert zu haben, dieses Verdienst gebührt vor allem der Braut und nachmaligen Gattin Bismarck's, Johanna von Puttkamer. „Dieser Qual machte der feste, trostreiche Gottes- und Christusglaube Johannas für immer ein Ende. Neues Leben und neuer Inhalt strömte daraus in die auf's bitterste empfundene Oede

und Leere von Bismarck's Seele, und mit der Seligkeit, jetzt erst recht ein Christ geworden zu sein, verband sich die Seligkeit seines Liebesglücks.“

Auch in späterer Zeit brach bei Bismarck, nachdem er bereits längst die Schöpfung des Deutschen Reichs vollendet, jener Trübsinn über alles menschliche Thun und Schaffen hervor, der jedoch in seiner festen Religiosität einen aufrichtenden Halt fand. So erzählt uns Hans Blum im I. Bande: „Unter dem plötzlichen Hervorbrechen dieses Trübsinns klagte Bismarck im Herbst 1877 am Ramin zu Barzin, nach dem Essen im Zwielficht der Abenddämmerung seinen Gästen, daß er von seiner politischen Thätigkeit wenig Freude und Befriedigung gehabt habe. Niemand liebe ihn deshalb. Er habe niemand damit glücklich gemacht, sagte er, sich selbst nicht, seine Familie nicht, auch andere nicht. Einige von der Gesellschaft wollten das nicht gelten lassen und erwiderten: eine ganze große Nation. Er aber fuhr fort: „Wohl, aber viele unglücklich. Ohne mich hätte es drei große Kriege nicht gegeben, wären achtzigtausend Mann nicht umgekommen, und Eltern, Brüder, Schwestern, Wittwen trauerten nicht . . . Das habe ich indeß mit Gott abzumachen. Aber Freude habe ich wenig oder gar keine gehabt von allem, was ich gethan habe, dagegen viel Verdruß, Sorge und Mühe.“

Geistreich und zutreffend ist der Vergleich, den Hans Blum im II. Bd. zwischen Bismarck, dem deutschen Staatsmann, der neuen Zeit, und Richelieu, dem französischen, und Machiavelli, dem italienischen Staatskünstler älterer vergangener Zeiten anstellt. „Alle drei zeigen dieselbe unbarmherzige Wahrheitsliebe bei der Wägung und Schätzung aller persönlichen und dinglichen politischen Kräfte, aller Menschen, Verhältnisse, Nationen, die bei irgend einem Unternehmen oder Anliegen des Staats in Betracht kommen können.“ Mögliche Einwände und Erwidernngen werden im Voraus widerlegt, wobei z. B. Bismarck oft fast genau in der Form mit dem französischen Staatsmann übereinstimmt. Dieser letztere Vergleich bezieht sich auf Bismarck's Bundestagsberichte aus Frankfurt an den preussischen Ministerpräsidenten von Manteuffel, worin man oft der Wendung begegnet: „Unsere Antwort würde vielleicht sein,“ „würde ungefähr darauf hinweisen . . .“ wo Richelieu in seinen Berichten an Ludwig XIII schreibt: „Wir werden dann sagen,“ „wir werden

dann wohl antworten“ . . . In Bezug auf „taciteische Kürze und Schärfe des Ausdrucks, den sprühenden Mutterwitz und die Fülle treffendster Bilder“ ähneln einander Bismarck's und Machiavell's Schreiben und Berichte — wobei wir, was den ersteren anlangt, vor allem dessen Frankfurter Zeit, also die fünfziger Jahre, im Auge behalten müssen — so frappant, daß bei der Lectüre von Machiavell's Gesandtschaftsberichten wir ausrufen möchten: „Das könnte Bismarck geschrieben haben!“

„Aber in den Mitteln und Wegen,“ hebt Hans Blum hervor, „die ihnen für erlaubt gelten, um ihrem Staate zu Freiheit, Größe und Macht zu verhelfen, zeigt sich der bedeutsame Gegensatz der Zeiten und Völker, in denen die drei Staatsmänner wirkten und lebten.“ Wo der alten Staatskunst jedes Mittel recht war, das Ziel zu erreichen, wo Treulosigkeit, Bestechung, Gewaltthat und Verrath angewandt wurden — da treten bei Bismarck scharf hervor Achtung vor Gesetz und Recht, Vertragstreue und Wahrhaftigkeit. Man könnte sagen: Bismarck ist der eigentliche Begründer der politischen Moral, welche die Sittengesetze auf sich ebenso angewendet wissen will, wie es in der allgemein menschlichen und der individuellen Moral geschieht. Jedoch noch mehr als Das. Er verwarf jene politische Klugheit Talleyrands, für die als höchster Satz galt: Die Sprache ist dazu da, um die Gedanken zu verbergen. „Er sagt rund heraus, was er denkt, auch was er erstrebt, so weit das gesagt werden kann.“ „Eine neue Aera der Diplomatie, nicht minder gewaltig, als die der alten Meister, aber ehrlicher, wahrhaftiger, rechtsliebender, friedfertiger als die alte, ist mit ihm angebrochen.“

Hans Blum „Das Deutsche Reich zur Zeit Bismarck's.“ Politische Geschichte von 1871—1890.

Es gehört dieses Werk mit zu den ersten bedeutenderen Versuchen dieser Art, die Geschichte des deutschen Reichs zu zeichnen. Ein solches Unternehmen muß vor allem eine Geschichte der innern Entwicklung sein, eine Geschichte des Ausbaues in Bezug auf alle die innern socialen Fragen, welche ja eben vorzugsweise in den heutigen civilisirten, constitutionellen Staatengebilden die Nationen bewegen.

Den Thatfachen gemäß und klar werden uns hier die naturgemäßen und furchtbaren Wirkungen der Milliarden aus Frankreich

geschildert, der Culturkampf ist wahrheitsgetreu von seinen Anfängen bis zu den Ausgängen wiedergegeben — insbesondere in dem Punkte, daß von einer „Canossa-Fahrt“ des Reichskanzlers nie und nimmer die Rede sein kann. Der Arnim-Proceß ist hier anatomisch zerlegt; die Reichslande verwachsen unter unseren Augen organisch mit dem Neuen Reich; die socialdemokratischen Umtriebe — es bildeten schon in früheren Jahren diese ein specielles Studium Hans Blum's — werden unnachsfichtig aufgedeckt. Die Reaction gegen obige, die Socialpolitik Bismarck's, spinnt ihre feinsten Fäden vor unseren Augen: die eminente Bedeutung der Unfall- und Krankenversicherung, der Altersversorgung wird jedem Laien zur Thatsache. Die ergreifende Darstellung des Heimgangs Kaiser Wilhelm's I., die Völkertrauer; die schleichende Krankheit des edlen Kronprinzen und nachherigen Kaisers Friedrich III., die schweren, trüben 99 Tage; das fatale Intermezzo mit dem „Tagebuch des Kronprinzen und der Geffcken-Proceß; die unparteiische Beurtheilung der Anfänge Kaiser Wilhelm II.; die Inszenirung der bedeutungsvollen Colonialpolitik durch den Kanzler; die Entlassung des Fürsten und der „neue Kurs“ — — nur ein Historiker, der zugleich eine so compacte politische Bildung hatte, wie Hans Blum, konnte an die Abfassung eines solchen Werks gehen.

Wir entnehmen demselben nur Folgendes und zwar zum Theil mit den eigenen Worten des Verfassers.

Bismarck's siebenzigster Geburtstag, 1. April 1885, gestaltete sich zu einer Nationalfeier im größten Stil. Kaiser Wilhelm übersandte seinem treuen Kanzler am frühen Morgen das berühmte Bild Anton von Werner's: „Die Kaiserproclamation zu Versailles.“ Das gesammte deutsche Volk aber hatte durch Sammlungen eine Summe aufgebracht, die von dem Centralcomité zum Wiedererwerb des alten Stammguts Schönhausen für den Kanzler bestimmt wurde. Schönhausen besteht aus zwei Rittergütern, von denen das eine, auf dem der größte Deutsche das Licht der Welt erblickt hatte, durch ungünstige wirthschaftliche Verhältnisse verloren gegangen war um die Mitte des Jahrhunderts. Für die Summe von anderthalb Millionen Mark nun wurde das Gut wiedererworben und dem Fürsten als Ehrengabe der Nation dargebracht. Außerdem aber wurde eine weitere Summe von 1,200,000 Mark zu seiner freien Verfügung gestellt. Diese letztere nun bestimmte Bismarck zu der sogenannten „Schönhauser Stiftung,“ aus welcher an Candidaten des höheren Lehramts, als Erzieher der deutschen academischen Jugend,

jährliche Unterstützungen von je 1000 Mark, and zwar auf höchstens 6 Jahre, in der Zeit nach ihrer Staatsprüfung und vor ihrer Anstellung, vertheilt werden sollten; und zwar sollte sich dieses beziehen auf Angehörige aller Staaten des Deutschen Reichs. Diese „Schönhaufer Stiftung“ erhielt vom Kaiser die Rechte einer juristischen Person, und Bismarck bestimmte den jedesmaligen Präsidenten des Herrenhauses als Präses des Stiftungscomités.¹⁾

Hieran knüpft der Verfasser folgende interessante ökonomische Ueberschau — gegenüber den in einer feindlichen Presse und Parteitagitation vertretenen Ansichten von den über alles Maß hinaus gehenden jährlichen Revenüen des Fürsten: — „Es ruht auf den Bismarck'schen Besitzungen, trotz der bekannten rühmlichen Einfachheit des Lebens und Haushaltes des Fürsten, eine Hypothekenlast, welche eine jährliche Verzinsung mit etwa 120,000 Mark erfordert. Der Friedrichsruher Besitz rührt keineswegs ausschließlich aus einer Staatschenkung her, sondern das eigentliche Gut Friedrichsruh nebst dem benachbarten Numühle, welche eine in Privatbesitz befindliche Enclave des Sachsenwaldes bildeten, sind vom Fürsten Bismarck erst zu Beginn der 80. Jahre für 240,000 Mark angekauft worden. Der Ertrag des Sachsenwaldes war, bei Uebereignung desselben an den Fürsten, nach Ausweis der Dotationsakten, auf 102,000 Mark jährlich veranschlagt worden. Während der für das Holzgeschäft besonders günstigen Gründerjahre von 1871—1873 hat sich der Bruttoertrag dieses Besitzes vorübergehend wohl auf 240,000 Mark jährlich belaufen, aber bei den beständigen Schwankungen land- und forstwirtschaftlicher Einnahmen stehen die Erträgnisse seither in gar keinem Verhältnisse mehr zu jener in den paar Gründerjahren erzielten Summe.“

Gleich nachdem die deutsche Nation ihrem geliebten Kanzler das erwähnte Ehrengeschenk gemacht hatte, sprengte eine mißgünstige Partei im Lande aus, daß das neu erworbene Gut Schönhaufer jährlich 48,000 Mark eintrage. Bismarck ließ hierauf im „Samburger Korrespondenten“ antworten: „Wenn die Herren dem Reichskanzler ein Pachtgebot in diesem Betrage machen wollten, so glauben wir ihnen den Zuschlag verbürgen zu können. Ist doch bekannt, daß der alte Besitz Schönhaufer, welcher an Ackerfläche nur 100 Morgen hinter dem neuen zurücksteht, vor einigen Jahren für den Pachtzins von 24,000 Mark vergeblich aus-geboten wurde.“ „Was endlich Barzin anlangt,“ fährt Blum selbst weiter fort, „so zieht Fürst Bismarck aus diesem Gute (in Procenten der Kapitalanlage) wohl die geringsten Einkünfte. Rings am Horizont schweifen unsere Augen dort noch nicht bis zu seinen Grenzen. Oben

¹⁾ Eine interessante Unterredung des Fürsten mit dem Gymnasialdirector Schulz über die beabsichtigte „Schönhaufer Stiftung“ findet sich in dem anonym erschienenen Buche „Bismarck's Leben und Wirken. Nach ihm selbst erzählt“, 1894.

auf den höchsten Hügeln kann man Schlawe und bei ganz klarem Wetter sogar die Ostsee erblicken. Denn sein Gut Barzin umfaßt 36,000 Morgen, aber freilich meist Wald und fetten Boden.“

Georg Hefekiel: „Das Buch vom Grafen Bismarck“ (Ende der 60. Jahre geschrieben).

Sedor von Köppen: „Fürst Bismarck, der Deutsche Reichskanzler“ (Mitte der 70er Jahre. Eben im Neudruck erschienen).

Sermann Zahne: „Fürst Bismarck. Sein Leben und Wirken.“ (Anfang der 90er Jahre.)

Wir fassen hier die obigen drei für's deutsche Volk geschriebenen und daher durchaus populär gehaltenen Biographien zusammen. Alle drei sind reich illustriert. Es sind gute Volksbücher und verdienen die weiteste Verbreitung. In dem erstgenannten finden wir zu Beginn eine kurze Geschichte der Ahnen Bismarck's, soweit dieselbe sich aus alten Urkunden, aus Tradition und Geschichte damals feststellen ließ. Wir erfahren, daß urkundlich nachgewiesen ist, und zwar aus dem Jahre 1203, daß der Name „Bismarck“ von Biscopsmarck, d. i. Bischofsmarck abgeleitet wird, einem Städtchen der Bischöfe von Havelberg. Dieses Städtchen „Bismarck“ existirt noch jetzt, zählt gegen 2000 Einwohner und liegt im Kreise Stendal des preussischen Regierungsbezirks Magdeburg. Wir überlassen die interessante Lectüre von den Ahnen Bismarck's dem Leser selbst, und bieten hier an Stelle dessen einige kleine Episoden aus dem Leben des Helden selbst; zunächst aus seiner Jugendzeit. Jeder liebende Vater wird das zärtliche Entzücken verstehen, mit welchem der Papa den kleinen Otto einmal bei Tisch mit vorgebundener Serviette, den Rücken gegen die Tafel gekehrt, auf das Essen warten und mit den kleinen Beinen hin- und herbaumeln sieht. „Minchen, sieh doch den Jungen, wie er dastzt und mit den „Beenekens“ baumelt!“

Wir sehen eines Tages den Major von Schmeling, den einen Arm in der Binde, am Tische des Besitzers von Schönhausen. Lange hat der kleine Otto seine Wißbegierde unterdrückt; endlich vermag er nicht mehr an sich zu halten. Er springt plötzlich von seinem Stuhle auf, stellt sich breitbeinig und die Hände in die Seiten gestemmt, vor den Gast hin und redet ihn in Fridericianischem Stile an: „Ist Er von einer Kanonenkugel geschossen?“

Allmählich rückt die Zeit heran, da Otto, nunmehr 6 Jahre alt, in die Schule muß. Er kommt in die Erziehungsanstalt des Prof. Plamann in Berlin in der Wilhelmstraße. Ueber sein dortiges Leben und Treiben erfahren wir Näheres durch einen Mitschüler Bismarck's aus jener Zeit: Krigar „Mittheilungen aus der Jugendzeit Bismarck's in der Plamann'schen Pensionsanstalt“ (Berlin 1874) Die Erziehung der Knaben ging hier nach Pestalozzischen Grundsätzen und einer von Jahn geförderten Teutschthümelei vor sich, was den Geschmack Otto's nicht gewann. Es war eine rauhe, derbe Weise, mit der die Lehrer den Schülern entgegentraten und die Schüler sich unter einander verhielten; dagegen war für feinere Regungen des Herzens und Gemüths kein Raum. So vermochte sich denn Otto im Anfang nur schwer einzuleben, zeigte sich aber allen Anforderungen, die man sowohl an seine geistige Befähigung, wie an seine physische Gewandtheit und an seinen persönlichen Muth stellte, mehr als gewachsen. So imponirte er gleich in der ersten Zeit den gegen ihn wegen seiner Zurückhaltung erbosten Mitschülern durch die Kaltblütigkeit, mit welcher er beim Baden im „Schafgraben“ sich kopfüber in's Wasser stürzte, und durch seine Geschicklichkeit im Tauchen. Mit einem Schlage hatte Otto alle Kameraden für sich gewonnen.

Mit dem zwölften Jahre kam Otto in die Untertertia des Friedrich-Wilhelm-Gymnasiums. Hier lebte er zusammen mit seinem fünf Jahre älteren Bruder Bernhard unter Aufsicht eines Privatlehrers, und die wackere Köchin Trine Neumann aus Schönhausen sorgte für die „abbackenen Pannkauen“ und andere leibliche Genüsse. Die Ferien wurden im Elternhause verbracht und „wenn Otto dann mit der Pirschflinte über der Schulter die Felder und Fluren durchstreifte, dann fühlte sich der kleine König der Schöpfung ganz in seiner Macht und Wichtigkeit.“ Einst vom Felde zurückgekehrt, ging er an der steinernen Nachbildung der bekannten Herkulesstatue vorbei, welche an der Umgrenzung des väterlichen Parks aufgestellt war. Einem plötzlichen Impuls folgend, legte Otto die Flinte an und gab dem alten starken Heiden eins auf's Fell. Als einige Tage darauf der Vater die Spuren unten am Rücken des Herkules bemerkte, fragte er mit ernster Miene: „Otto, hast du dahin geschossen?“ „Ja, Papa“ erwiderte dieser ohne Zögern, „aber ich dachte nicht, daß es ihm so wehe thun würde, denn er hat gleich mit der Hand nach

hinten gefaßt.“ In der That hält der Herkules noch heute die Hand an der getroffenen Stelle, wo die Spuren von Otto's Schuß deutlich zu erkennen sind.

Als Bismarck mit 17 Jahren das Gymnasium absolvirt hatte bezog er die Universität und zwar ging er zuerst nach Göttingen woselbst er sich ganz dem studentischen Leben und Treiben hingab. Man lese hierüber u. a. auch Mejer „Kulturgeschichtliche Bilder aus Göttingen.“ Später ging er nach Berlin über, woselbst Graf Kayserling, der nachmalige Curator unserer weil. Dorpater Universität, sein Hausgenosse war, und dessen Virtuosität auf dem Klavier der junge Bismarck so genoß.

Schließlich mag hier noch in der Köppenschen Darstellung folgende Anekdote aus der Zeit, da Bismarck 1835 als 20jähriger Muscultator am Berliner Stadtgericht arbeitete, Platz finden. „Vor dem Bismarck'schen Protokolltische steht ein Mensch, welcher sein richtiges Berliner Mundwerk mit einer solchen Virtuosität zur Geltung bringt, daß der Protokollführer — eben Bismarck selbst — endlich in Ungeduld ausbricht: „Herr, mäßigen Sie sich, oder ich lasse Sie hinauswerfen!“ Der ihm gegenüber sitzende sanftere Stadtgerichtsrath legt sich beruhigend ins Mittel mit den Worten: „Herr Muscultator, das Hinauswerfen ist meine Sache.“ Das Verhör nimmt seinen Fortgang, der Berliner fährt in demselben unverschämten Tone fort, da springt Bismarck plötzlich von seinem Sitze auf und herrscht ihn noch zorniger als vorher an: „Herr, mäßigen Sie sich oder ich lasse Sie — durch den Herrn Stadtgerichtsrath hinauswerfen!“¹⁾

Für denjenigen, der die Geschichte der Bismarck'schen Aera und der Bismarck'schen Politik, in deutscher Darstellung kennt, ist es hochinteressant und lehrreich, auch einem Nichtdeutschen das Wort zu geben, und zwar einem solchen, der sich nicht von der Parteien Haß und Günst leiten läßt und dessen Brille nicht nationalpolitisch gefärbt ist. Dieser Anforderung kommen, soweit solches menschlich möglich ist, die folgenden zwei politischen Historiker nach: Der Franzose Ed. Simon und der Engländer Charles Lowe.

¹⁾ Von den zahlreichen Biographien seien hier noch hervorgehoben: „Wilhelm Müller, Fürst Bismarck 1815—1890 und das „Bismarckbüchlein von D. Paul, das als Festgabe zum 70. Geburtstag des Fürsten erschien und bloß 50 Pf. kostet.

Eduard Simon „Geschichte des Fürsten Bismarck“. (Uebersetzt aus dem Französischen von D. Th. Alexander.)

Eine streng politische Biographie von einem politisch geschulten Franzosen geschrieben, gewissermaßen als Ergänzung zu dessen vorhergegangenen Buch „L'Empereur Guillaume et son règne“. Der Verfasser ist nicht von der Sonne der gloire de la nation française geblendet, er will streng unparteilich sein, und doch — möchten wir die Lectüre des Werks dem geneigten Leser erst dann empfehlen, nachdem er sich die genügenden grundlegenden Kenntnisse aus unparteiischen und aktengemäßen deutschen Schriftstellern geholt hat, wozu insonderheit Sybel's Werk zu zählen ist. Dann aber, nach dem audiatur et altera pars verfahren, wird der Leser überrascht sein von der Vorurtheilslosigkeit des Franzosen und von der Eigenart so mancher Schlußfolgerungen desselben, die wohl zuweilen unseren Beifall nicht haben werden, jedoch nie und in keinem Falle von Voreingenommenheit dictirt sind.

So verwechselt Simon die politisch-deutschnationale Mission Preußens, die Bismarck nicht nur berechtigt, sondern als wahrhaft großer Staatsmann auch verpflichtet war, zu verfechten, mit der partikularistisch-dynastischen der Mittel- und Kleinstaaten, großstaatliche mit kleinstaatlicher Politik, und wirft Bismarck vor, er habe in Kassel der liberalen Partei gegen die Dynastie beigestanden — Bismarck's Note an den Kurfürsten wurde durch den seiner Zeit so viel genannten „Feldjäger“ nach Kassel gebracht — während er in Preußen den Verfassungsconflict inauguirte. Er wirft ihm vor, selbst mit dem Kaiser der Franzosen die „innigsten“ Beziehungen gehabt zu haben, während er ein gleiches oder ähnliches Verhalten der Mittelstaaten nicht streng genug habe rügen können. Gewiß, sowohl die letzteren, als auch Preußen thaten so zu Gunsten ihrer Dynastien; aber Bismarck sah hiebei weit, weit hinaus über den Kirchthurmhorizont seiner mittelstaatlichen Collegen, nicht nur bis an die Grenzen seines Vaterlandes im engeren Sinne, sondern bis an die Grenzen des gesammten Deutschlands, ja bis an eine damals noch ungeschaffene, künftige Grenze, deren Marksteine zu setzen erst den blutigsten Kriegen gelingen sollte. Und welche so sehr innigen Beziehungen waren es, die Bismarck mit Napoleon aufrecht erhielt? Bismarck's Verhalten war das eines klugen, zurückhaltenden Mannes

gegenüber einem übermächtigen falschen Freunde, der Wohlwollen und Uneigennützigkeit heuchelnd, an „Compensationen“ denkt; das Verhalten eines ehrenhaften und wachsamem Wächters, der auf seinem verantwortungsvollen Posten den liebsten und edelsten Schatz zu hüten hatte vor den neidischen Blicken eines fremden Eindringlings, bei dem unter der durchsichtigen Maske der Gönnerschaft gar zu deutlich die Begehrlichkeit hervorlugte. Nicht entfernt beabsichtigen wir hier etwa das Recht oder die Pflicht oder, mag man's auch nur den Wunsch Napoleons nennen, zur Aufrechterhaltung des ominösen europäischen Gleichgewichts, eine territoriale Entschädigung bei Vergrößerung Preußens, eine „Compensation“ für sich auszuwirken — nach kleinbürgerlichem Maßstabe richtend zu verurtheilen; vielmehr mag es Frankreich mit Recht Napoleon zum Fehler anrechnen, daß er sich nicht bei Zeiten die von ihm stets so ängstlich verhüllten Garantien thatsächlich hat geben lassen. Dahingegen muß aber auch von jeder nicht nur politisch, sondern auch streng moralisch objektiven Seite ohne Weiteres zugegeben werden, daß Bismarck nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht hatte, das ihm anvertraute Gut, das Wohl des Vaterlands vor fremder Begierde zu bewahren. Und es waren keine unmoralischen Mittel, die er bei seinem „dilatorischen“ Verfahren anwandte. Er hat der Falschheit Verschwiegenheit entgegengesetzt, der Lüstertheit Zurückhaltung, der Anmaßung Festigkeit, der versteckten Drohung kluge Nachgiebigkeit, der offenen Forderung ein rückhaltloses Nein. Wenn einer von den Beiden ein verstecktes Spiel spielte, so war es nur die „Pariser Sphinx“. „Die zukünftige Geschichtsschreibung,“ giebt Simon an anderer Stelle zu, „wird vielleicht zeigen, daß Bismarck dem Kaiser gegenüber keine formellen Verpflichtungen übernommen;“ „sie wird aber nicht beweisen können,“ meint der Verfasser weiter, „daß der preußische Minister dem Kaiser Napoleon das Recht bestritten habe, für die Preußen geleisteten Dienste eine Entschädigung zu beanspruchen.“ Hier wären wir eher geneigt, einen Uebersetzungsfehler anzunehmen, als zu glauben, daß der politisch so hochgebildete Verfasser hiemit eine Anschuldigung des großen deutschen Staatsmannes bezwecken wollte. Eine nähere Ausführung dessen halten wir für überflüssig. Der Verfasser wirft ebendasselbst (p. 224) dem Kaiser den Fehler vor, „daß er vor dem Kriege (1866) jede Verpflichtung ablehnte,“ was wir nicht weiter beanstanden; weiter

sagt er, Napoleon hätte eben darauf gerechnet, „von dem Edelmuthe Bismarck's nachher irgend eine Entschädigung zu bekommen.“ Ja, wenn's mit einer Geldentschädigung abgethan gewesen wäre! Aber es sollte eben ein Stück des eigenen Vaterlandes sein, oder zum mindesten Bergewaldigung eines dritten Staates zu Gunsten Frankreichs! Wie hätte wohl die spätere Geschichte ein solches Thun bezeichnet? Dazu hätte ein Bismarck sich nie hergeben können. Nur übermächtige Gewalt, nie freier Wille, hätte ihn dazu veranlassen können. Der Uebermacht aber setzte er bis zur Vollenwicklung der eigenen physischen Kräfte, die hohe Ueberlegenheit seines Geistes entgegen. (Vergleiche zu Obigem auch p. 254, 256 f.).

Interessant ist der Versuch des Verfassers, eine Parallele zwischen Bismarck und Napoleon III. herzustellen!

Es heißt auf Seite 110: Es „bestand zwischen Napoleon III. und Bismarck eine vollkommene Ideengemeinschaft, die sie sich nicht immer gestanden, die sie aber kannten und die ein mächtiges Bindemittel zwischen ihnen bildete. Beide wollten mit der öffentlichen Meinung gehen, die nationalen Wünsche zur Grundlage ihrer Politik machen, aber selbst handeln, für das Volk und möglichst wenig durch das Volk wirken. Sie nahmen die Repräsentativ-Verfassung an, verwarfen aber eine Parlamentsregierung Sie nahmen beide das Nationalitätsprincip zur Umgestaltung der Karte von Europa an; Napoleon III., um Italien zu befriedigen; Bismarck, um das Gebiet der Hohenzollern-Dynastie unter der Fahne der deutsch-nationalen Einheit zu vermehren.“

Abgesehen von einigen übereinstimmenden Aeußerlichkeiten könnten wir mit demselben Rechte eine taube Nuß mit einer köstlichen reifen Champagnertraube, eine Seifenblase mit einem Krystallfelche, eine Bleikugel mit einem Goldreifen vergleichen.

Wir verstehen sehr wohl, daß Ed. Simon hier nicht die Absicht hatte, die Persönlichkeiten Bismarck's und Napoleon's mit einander in Parallele zu setzen, sondern lediglich ihre Ziele und die angewandten Mittel. Aber auch so konnte der Vergleich nur ein häßlich hinkender sein. Bismarck's Politik ist eine rein objektive, Napoleon's eine craft subjektive. Bismarck arbeitete für das Deutsche Volk und für die Dynastie der Hohenzollern; Napoleon im eigensten persönlichen Interesse. Bismarck hat fast ständig gegen Majoritäten gestritten

und gekämpft, und stand zumal im Beginn seiner Laufbahn Einer gegen Alle: Napoleon schmiegte sich dem Willen seines Volkes an. Bismarck erklärte stets offen und rücksichtslos, was er wollte und zwang die Widerwilligen, ihm zu folgen; Napoleon erforschte insgeheim die Strömungen im Lande und veranstaltete Pseudoplebiscite. Bismarck war der Vertreter des *suum cuique*; Napoleon grübelte ständig über „Compensationen“. Bismarck, auf der Höhe seiner und des deutschen Volkes Macht, war Erhalter des europäischen Friedens; Napoleon zettelte Kriege an, um des „Europäischen Gleichgewichts“ willen. — —

Unser günstiges Urtheil über Simon's Buch nehmen wir um deswillen keineswegs zurück, sondern empfehlen die Lectüre desselben allen Politikern und Historikern auf's Angelegentlichste.

Charles Lowe „Fürst Bismarck“. Eine historische Biographie.
(Uebersetzt von Dr. E. Alb. Witte.)

Wir weisen in diesem Werke auf das hin, was in Bezug auf die letzten Jahre uns von Seiten eines englischen Autors zumeist interessiren könnte. Es läßt sich das unter folgende drei Namen rubriciren: Prinz Alex. von Battenberg — Dr. Mackenzie — Dr. Geffcken; d. h. die durch Bismarck vereitelte Heirath des weiland Fürsten von Bulgarien mit der Prinzessin Victoria — die Krankheit Kaiser Friedrichs III. — das „Tagebuch des Kronprinzen“. Wenn nun schon der Verfasser in diesen drei Fragen seinen englischen Standpunkt nicht geradezu vollständig verleugnet, so muß doch zugegeben werden, daß er dem Reichskanzler meist Gerechtigkeit zu Theil werden läßt. Bismarck's politischer Takt durfte unter keinen Umständen jene Heirath zu Stande kommen lassen — in welch' peinlich schwere Situation sah er sich durch sein Pflichtgefühl gebracht gegenüber dem kranken Monarchen, mit dem er sich freilich vollkommen eins wußte, und dessen Gemahlin, der liebenden Mutter. Endlich, endlich hatten des Kanzlers Vernunftgründe über den Herzenswunsch der Kaiserin gesiegt. Nach einer zweistündigen Unterredung habe sie, laut einer halbamtlichen Mittheilung, zuletzt die beiden Hände des Kanzlers ergriffen und gerufen: „Ich opfere das Glück meiner Tochter auf dem Altar des Vaterlandes!“

Der englische Verfasser kann es sich jedoch zu Ende seiner Auseinandersetzungen nicht versagen, darauf hinzuweisen, daß der Wunsch, dem Kronprinzen, dem jetzigen Kaiser, der eine persönliche Abneigung gegen den Plan hegte, sich „gefällig zu erweisen, ihm (dem Kanzler) wahrscheinlich auch noch einen besonderen Anlaß geboten, die geplante Verbindung zu verhindern“ (p. 296). Dieser Zusatz des Verfassers ist selbstverständlich ohne Weiteres zu verwerfen. Auch hebt der Autor an einer späteren Stelle (p. 314) eine solche irrige Anschauung von der Persönlichkeit eines Bismarck selbst wieder auf. Er sagt bei Gelegenheit der Entlassung des Reichskanzlers: „„Eine angenehme Person,““ läßt Lord Beaconsfield einen seiner Romanhelden bemerken, „ist eine Person, die sich angenehm macht“ und Bismarck hatte, in den Augen seines neuen Herrn wenigstens, aufgehört, dieser Definition des Ausdrucks zu entsprechen.“

Nie hat Bismarck im Laufe seiner fast halbhundertjährigen staatlichen Wirksamkeit bei Durchführung seiner politischen Ueberzeugungen den Gradmesser persönlichen Wohlgefallens oder Mißfallens vor Augen gehabt. Stimmt hiebei Wunsch und Neigung einer höheren Autorität mit diesen seinen Ueberzeugungen überein, so kam solches lediglich dem Deutschen Volk und seinem hohen Herrscherhause zu gut, wie z. B. in der Battenberger-Frage — fand aber hierin keine Uebereinstimmung statt, so entsagte ein Bismarck lieber seiner hohen amtlichen Stellung — als daß er sich selber untreu wurde: Die Iden des März des Jahres 1890 geben hievon ein Zeugniß für alle Zeiten.

Wenn wir dem Leser obige Stelle aus Lowe's Biographie Bismarck's citirten, so beabsichtigten wir in keinem Falle, ihn von der Lectüre dieses Buches abzuhalten, vielmehr schließen wir uns fast unbedingt der Ansicht Horst Kohl's (Jahrbuch) an, der sie „unstreitig die beste aller bisher geschriebenen Biographien“ nennt und weiter von derselben sagt: „Lowe hat auch in diesem Schlußkapitel („Vom Tode Wilhelms I. bis zu Bismarck's Entlassung“) gezeigt, daß er sein Urtheil durch den Streit der Parteien und die wechselnden Tagesmeinungen nicht beeinflussen läßt, sondern bemüht ist, den tieferen Ursachen geschichtlicher Ereignisse nachzuspüren.“

Leihen wir Lowe das Wort, um zu erfahren, wie ein litterarisch so bedeutender Engländer beispielsweise über die private und die ge-

schäftliche Correspondenz Bismarck's aus dessen vorministerieller Periode urtheilt. Lowe sagt:

„Vor der Veröffentlichung der amtlichen Berichte, die Bismarck von dem Bundestag an seine Regierung schickte, erhielten wir die beste Kenntniß von seinen Reden und Thaten, während des Frankfurter Abschnittes seines Lebens, aus seinen Briefen an seine Familienangehörigen und andere. Ausgezeichnet durch einen fruchtbaren Wit und satirischen Humor, durch Gemüth und Phantasie nicht minder, wie durch scharfe Beobachtungsgabe und ein drahtisches Schilderungsvermögen verleihen ihm diese reizenden Briefe, die manchmal, während der Verfasser auf eine Audienz oder auf einen Eisenbahnzug wartete, niedergeschrieben wurden, das Anrecht, unter den besten Meistern der jetzt halb vergessenen Briefschreibekunst einen hohen Rang einzunehmen. Diese Briefe, die in höchst anziehender Weise die Erfahrungen schilderten, die er auf seinen Urlaubsreisen in ganz Europa von Land und Leuten sammelte, sind natürlich ein treues Abbild des Mannes selbst, doch müssen wir uns an seine Frankfurter Berichte halten, wenn wir den Gang seiner politischen Gedanken und Handlungen in der gleichen Zeit verfolgen wollen.“

„Diplomatische Litteratur ist in der Regel für die große Masse der Leser keine sehr interessante Lectüre, in den meisten dieser Bismarckschen Berichte aber findet sich ein eigener Reiz, der zu ihrem Studium einladet, selbst wenn der darin behandelte Gegenstand, wie es häufig vorkommt, schrecklich trocken ist. Reich an scharfsinniger Beobachtung der Welt, an sonderbaren und originellen Ausdrücken, an gesundem Menschenverstand, an seinem Humor, an schneidender aber nicht böswilliger Satire, an ägendem Wit, an männlicher Logik, verrathen sie alle Eigenschaften eines starken, umfassenden Geistes. Ihr Verfasser beherrscht in gleichem Grade die ungezwungene, überzeugende Schreibweise Lord Palmerstones, das geistreiche, vollendete Schilderungsvermögen des Herzogs von Wellington und den literarischen Schwung des Marquis von Salisbury. Die Schriftstücke sind vollkommene Muster der Berichterstattung. Von allen Botschaftern sind die amerikanischen wahrscheinlich die besten. Auch bei ihnen ist die Diplomatie ein Beruf, aber keiner, der eine besondere Vorbereitung oder Ausrüstung erfordert, von dem Besitz einer guten Erziehung, gefälliger Manieren (wenn möglich) und offener Augen abgesehen. Ihre Auffassung des Botschafterpostens ist die allein richtige, wie sich jeder selbst überzeugen kann, der einen Band ihrer „auswärtigen Beziehungen“ in die Hand nimmt. Nichts ist ihnen zu gering, um nicht Kenntniß davon zu nehmen, und nichts entgeht ihrer Beobachtung oder ihrer Berichterstattung.“

Kein Gesandter der Vereinigten Staaten hat jedoch seine Augen und Ohren je wachamer gebraucht, oder sorgfältiger über alles, was er sah und hörte, berichtet als Herr von Bismarck im Bundestag. Er war so gründlich, daß kein Zeitungsberichterstatter ihm die Wage hätte

halten können. Es ging alles nach Berlin, von der Angabe des Verfassers eines mißfälligen Artikels bis zu der Bloßstellung von Personen zweifelhafter Vergangenheit. Gründliche Beobachtungen über den Stand der demokratischen Bewegung, interessante Neuigkeiten von den benachbarten Höfen, Berichte über Reisen und gesellschaftliche Abenteuer, Denunciation von gottesleugnerischen Schriften, Anekdoten von ausgezeichneten Personen, weise Bemerkungen über die Beziehungen zwischen Kirche und Staat, — dies ist das Kaleidostop, welches die Bismarckschen Berichte darbieten. Der interessanteste ist jedoch auf jeden Fall eine Art Inventur über die Charaktere all seiner Kollegen im Bundestag. Diese persönlichen Skizzen lesen sich wie Seiten aus Theophrastus oder La Bruyère und beweisen, daß es ganz von dem Belieben ihres Verfassers abhing, sich entweder in der Politik oder Litteratur einen bedeutenden Namen zu schaffen.“

Die Lectüre von Poschinger's: „Preußen im Bundestag“ und der „Bismarckbriefe 1844—1870“ kann nicht genug Jedem empfohlen werden, der mit politischem Sinn Verständniß für das bedeutendste Erzeugniß aller Zeiten in dieser Litteraturgattung in sich vereinigt.

„Fürst Bismarck in Friedrichsruh“ von C. W. Allers (Union, Deutsche Verlagsgesellschaft. Ein Prachtwerk in Groß-Folioformat.)

Das patriarchalisch gemüthvolle und echt deutsche, gesunde Familienleben eines Landedelmannes, der kurz vorher noch durch ein Menschenalter nächst dem Kaiser der mächtigste Mann im Deutschen Reich gewesen war, tritt uns aus den siebenzig Federkizzen entgegen, die Allers' Meisterstift gezeichnet, von denen wir hier nur einige wenige herausgreifen und schildern wollen.

Zuvor aber entnehmen wir noch folgendes der Einleitung zur besseren Orientirung.

„Fürst Bismarck bringt den Vormittag mit Erledigung seiner Correspondenz zu und geht dann ein Stündchen spazieren, in der Hand einen derben Eichenstock, deren in einem Zimmer viele zur Auswahl stehen, darunter manche mit Widmungen von Verehrern, manche von sonderbarer Form; benützt werden nur die einfachen und zuverlässigen.“ „Der Fürst ist ein eifriger Beobachter der Natur und besonders ein großer Freund der Bäume. Zu sehen, wie die Tannen frische Triebe ansetzen, hätte für ihn, wie er selbst zu einer plattdeutschen Deputation sagte, viel mehr Interesse, als „de hoge Politik“. Ein Weg, den er

oft einschlägt, führt ihn unter den hohen Buchen des Parks nach der „Rosenbank“, nach dem kleinen See, auf dem ein Schwan seine Kreise zieht, nach dem Felde, wo der Klee üppig wächst, und welches eine dem Auge erwünschte Unterbrechung des großen Waldes bildet. Sobald aber Fürst Bismarck aus der Einsamkeit des Parks auf den breiten Fahrweg heraustritt, den er überschreiten muß, um in den eigentlichen Wald zu kommen, ist es mit dem ruhigen Naturgenuß vorbei. Denn vor jedem der Parkausgänge stehen Schaaren, die ihrer Verehrung durch Hurrah Ausdruck geben, wenn sie des Fürsten ansichtig werden; Momentphotographen sind bestrebt, den bedeutamen Anblick festzuhalten, und am nächsten Tage berichtet die Zeitung, was Er gesagt und gefragt, und was Kaufmann S. aus H. geantwortet hat.“

„Ist der Fürst vom Spaziergang zurückgekehrt, so empfängt er Gäste, oft auch eine Deputation. Die Frühstückstafel findet um 12 Uhr statt. Vormittags reitet oder fährt Bismarck aus; in letzterem Falle beehrt er ab und zu einen Gast mit der Aufforderung, ihn zu begleiten. Die Ausfahrt erfolgt zumeist durch das Hauptthor, und dort wiederholen sich die Ovationen vom Morgen, oft in großartigster Weise. Die Hauptmahlzeit wird um 6 Uhr eingenommen, und der Abend regelmäßig in zwanglosem Verkehr der Familie mit den Gästen zugebracht; man geht aus einem Zimmer in's andere, spielt Klavier, singt, unterhält sich, wie eben die Stimmung ist. Fürst Bismarck liegt auf seinem Fauteuil und liest die meiste Zeit, indem er ab und zu in die allgemeine Unterhaltung eingreift.“

In derselben lebenswürdig gemüthlichen Weise werden die übrigen Hausgenossen von Friedrichsruh in der Einleitung skizzirt. So, u. a. sehen wir Bismarck's kleine Enkelinnen nach dem Gute-Nacht-Kuß den Großvater umtanzen unter fröhlichem Absingen des „Adam hatte sieben Söhne“ u. A. m.

Doch wenden wir uns zu den Federfesseln. Eine der ersten zeigt uns den Empfang der Deputation der Schiffergesellschaft durch den Fürsten. Das darauf folgende Bild hat einen gemüthlicheren Charakter: Die drei Deputirten, darunter ein Kapitän Steffen, sitzen in der Gesellschaft des Fürsten bei einer guten Cigarre. „Wie heißt denn Ihr Schiff, Herr Steffen?“ wendet sich der Fürst an den Genannten. „Ich führe den Dampfer „Deutschland“, Durchlaucht.“

„Den habe ich ja auch lange gefahren.“ Diesen Moment hat der Künstler festgehalten. Auf den Gesichtern der drei Tischgenossen liegt, ich möchte sagen, ein wehmüthig heiterer Zug und eine liebevolle Verehrung. Selbst dem Manne in Livree, der weiter im Hintergrunde die Gläser füllt, sieht man's an, daß er die Bemerkung des Fürsten gehört und verstanden hat.

Wir blättern weiter und es ziehen unsere Aufmerksamkeit besonders auf sich einige doppelseitige Skizzen, welche wir mit dem gemeinsamen Namen als „Familienabend bei Bismarckens“ bezeichnen wollen. Da darf nun vor allem „Er“ selbst nicht fehlen. Hier wendet Er uns das volle Gesicht zu; da erscheint Er uns im Profil; dort sehen wir lediglich die kahle mächtige Stirn über dem Zeitungsblatt hervorragend. Die Zeitung scheint fast ständig in Bismarck's Händen zu sein; noch mehr aber ist sein unzertrennlicher Begleiter die lange Pfeife.

Zum Schutz der Augen gegen das grelle Lampenlicht dient dem Fürsten nicht etwa ein kunstvoll von Damenhand geformter Schirm, sondern ein primitiv an die Kuppel befestigtes, abgerissenes Blatt Papier von höchst unregelmäßigen Contouren: wenn es nur den beabsichtigten Zweck erfüllt, und den erfüllt es — damit basta!

Die Gräfin Kanžau, Bismarck's Tochter, spielt mit ihren beiden jüngeren Knaben am runden Salontisch beim Schein einer mächtigen Lampe eine Partie Karten. Ihr starker, kräftiger Körperbau und das breite, verständige Gesicht mit dem energischen Zug um den Mund kennzeichnen sie als die Tochter ihres Vaters. Nicht weit davon haben sich der Graf Kanžau, eine schneidige, markirte Erscheinung, und der Doctor Schwenninger zusammengefunden. Der Graf unterbricht seine Lectüre, um die famose Anekdote anzuhören, die ihm der „Reichsdoctor“ zum Besten giebt. Ein ursprünglicher, prächtiger Humor muß ihm eigen sein, diesem „Baier mit dem Gesicht eines Italieners,“ denn der alte Bismarck selbst meint: Wenn der Schwenninger in Friedrichsruh ist, „dann sind wir alle fidel!“

Da ist auch der alte ehrliche und hochgelehrte Freund Bismarck's, der jüngst verstorbene Bucher, oder, wie die Frau Fürstin ihn zuweilen nennt, „Büchlein.“ Falls man bei Tisch bei irgend einem Gesprächsstoff allgemein „mit seinem Wissen am Rande ist, selbst das ehrwürdige Familienhaupt nicht ausgenommen“, da brauchte

man nicht erst den betreffenden Band Brockhaus herbeizuholen — wenn „Büchlein“ anwesend war.

Wir sehen auch Lenbach, den großen Porträtmaler, ebenfalls vom Fürsten zu seinen intimeren Freunden gezählt; ein fester, selbstbewußter Charakter, dem Titel und Rang und Stand nichts gelten, sondern nur der Mensch als solcher.

Wenn Lenbach etwas an seinem Verhältniß zum Fürsten bedauert, so ist's der Umstand, daß dieser nicht das volle Verständniß und das eingehende Interesse für seine eigenen von Lenbach gemalten Porträts entgegenbringt, die der Künstler ersehnt. —

Wir wenden uns weiter zu den anderen Skizzen und eine Reihe von Einzelporträts der bisher erwähnten Personen, wie der übrigen Familienglieder und Freunde des Hauses, als auch so mancher Verwaltungsbeamten und Bediensteten, tritt uns entgegen. So unter letzteren der Kammerdiener Pinnow mit dem breiten, gutmüthigen, ehrlichen Gesicht, und der Kiste, mit den eben zum Geburtstage des Fürsten aus Jever angekommenen 101 Kibizeiern, im Arm.

Eine köstliche Skizze heben wir zum Schluß noch hervor: Vor der halbgeöffneten Außenthüre sieht man einen fremden Herrn nebst weiblicher Begleitung. „Sagen Sie, meine verehrten Herren, können Sie uns nicht auch zum Fürsten 'reinbringen?“ wendet er sich an die innerhalb der Thüre stehenden und den Zugang verwehrenden Allers und Schwenninger. „Da sind sie an die falsche Adresse gekommen,“ erwidert der Reichsdoctor, „wir sind keine 'Reinbringer, wir sind 'Mauschmeißer.“

Wenn wir an dem Allers'schen Prachtwerk etwas auszusetzen haben, so ist es dieses, daß der Künstler das alte „ne quid nimis“ nicht immer beachtet hat. Das heißt: Er bietet uns einzelne Skizzen, die nur in einem sehr losen Zusammenhang mit der Persönlichkeit des Fürsten stehen.

Bismarck-Album des Kladderadatsch. Mit dreihundert Zeichnungen von Wilhelm Scholz.

Bei einer Besprechung der Bismarcklitteratur darf — last not least — obiges Buch nicht übergangen werden. Es erschien in erster Auflage in Anlaß des 75jährigen Geburtstages des Reichsfanzlers, März 1890. Schon in der zweiten Auflage sehen wir

das Abschiedsbild hinzugefügt — das große, weltbewegende Ereigniß hatte sich eben vollzogen. Ein Jeder kennt den „Kladderadatsch“, jenes weitverbreitete und allbeliebte humoristisch-satirische politische Blatt und insbesondere die zahlreichen darin vorkommenden Bismarckgestalten, welche von der Hand Wilhelm Scholz' herrühren, von dem auch die seither typisch gewordenen drei Bismarckhaare geschaffen worden sind. Vorliegendes Album enthält sämmtliche im Laufe von mehr als 40 Jahren in dem Blatte angesammelten Zeichnungen, Randbemerkungen und Gedichte, die sich auf Bismarck beziehen. Spärlicher in den ersten Jahren, häufen sie sich je mehr und mehr mit den Zeiten, da Bismarck sich dem Mittelpunkt der Ereignisse fort und fort näherte, und schließlich ihn selbst einnahm. Wie viel Auflagen bis zum heutigen Tage das Kladderadatsch-Album erlebt hat, ist mir nicht bekannt; mir liegt jedoch die 25ste Auflage aus dem Jahre 1893 vor.

Bemerkenswerth ist, daß auch bei den schärfsten satirischen Angriffen, die namentlich in der älteren und ältesten Periode nicht fehlen, doch eine mehr oder weniger unbewußte Achtung vor der Größe der Persönlichkeit Bismarck's den Stift des Zeichners und die Feder des Dichters geführt hat, also daß in kaum einem Falle das Süjet in trivialer oder burlesker Weise einfach lächerlich gemacht worden ist. So ist denn das Bismarck-Album, „im Gewande des Humors und der Satire, eine Chronik jener großen Epoche mit ihren wechselnden Zeitstimmungen, ihren Irrungen und erhebenden Momenten.“

Rudolf Genée leitet es mit folgenden, schönen Versen ein:

„Erst verspottet, dann befehdet,
 Viel geschmäht in allen Landen,
 Hat er dennoch hohen Muthes,
 Aufrecht stets und fest gestanden.
 Dann gehaßt und dann gefürchtet,
 Dann verehrt, geliebt, bewundert:
 Also steht er, eine Säule,
 Ueberragend das Jahrhundert.“

Aus der großen Zahl der Bilder greife ich einige wenige heraus. Da ist eines aus dem Jahre 1865 mit der Ueberschrift: „Diplomatisches Frühstück in Biarritz.“ Bismarck und Napoleon III vor einer Schüssel mit Flensburger Austern („Schleswig-Holstein“) und einer

Flasche „Rhein“-Wein. Bismarck hat die Schüssel bereits zu sich herübergeholt und greift nun auch nach der Flasche. Er (Napoleon): „Nun so nehmen Sie die Aulstern allein, und geben Sie mir dafür den Wein!“ Der Andere (Bismarck): „Bitte tausendmal um Entschuldigung; aber der gehört ja gerade zu den Aulstern.“ Sapiensat denken wir und finden einige Seiten weiter ein Pendant zum vorigen Bilde, und zwar aus dem Jahre 1866. Der Ton ist hier nur weniger höflich von Seiten des „Anderen“.

Eines der köstlichsten Bilder ist das auf S. 107 unter der Aufschrift „modus vivendi“ — doch möge der Leser es gelegentlich selbst nachsehen. Rührend ist die letzte Zeichnung: „Des Reichskanzlers Abschied“: Bismarck verläßt seine Amtswohnung in der Wilhelmstraße, von seinem treuen Hunde Tyras begleitet, in der linken Hand den gepackten Reisekoffer. An der Thüre wendet er sich noch einmal um und giebt dem weinenden Kladderadatsch die ihm von letzterem verliehenen „drei Haare“ zurück. —

Neuerdings hat Horst Kohl eine Separatausgabe der Bismarck-Gedichte des Kladderadatsch veranstaltet (gleichfalls illustriert). „Die formgerechten, bald scharf satirischen, bald gutmüthig humoristischen, immer aber geistvoll zugespitzten Verse eines Dohm, Löwenstein, Trojan, Polstorff verdienen in den weitesten Kreisen bekannt zu werden.“

In einer Besprechung, wie der vorliegenden, die es sich zur Aufgabe gesetzt hat, die namhaftesten Erzeugnisse der Bismarcklitteratur dem Leser mit dem Zweck vorzuführen, aus ihnen ein, wenngleich mosaikartiges, so doch in den gegebenen Zügen treues Bild des Fürsten Bismarck durch einzelne Phasen und Altersstufen seines so reichen Lebens vorzuführen, darf endlich auch jenes neueste Unternehmen seines bedeutendsten Biographen Horst Kohl nicht unerwähnt bleiben:

Das Bismarck-Jahrbuch,

das den Zweck hat, alles historisch irgend bedeutsame Material, welches auf das Leben Bismarck's und seine Persönlichkeit Bezug hat und sich zur Zeit noch im Privatbesitz befindet, zu sammeln, zu sichten und der Oeffentlichkeit zu übergeben.

„Das Werk kann nur gelingen“, heißt es im Aufruf des Verf. vom März 1894, „wenn recht viele Mitarbeiter sich

daran durch Einsendung geeigneten Materials theiligen. An alle aufrichtigen Freunde des Fürsten Bismarck, an Historiker, Archivare, Diplomaten, Verlagsbuchhandlungen und Zeitungsredactionen ergeht hiermit die Aufforderung, den Herausgeber bei Beschaffung des Stoffs zu unterstützen, damit das Bismarck-Jahrbuch ein Ehrendenkmal pietätvoller Liebe und Dankbarkeit werde."

Dem Herausgeber floß in kurzer Zeit ein so gewaltiges Material von allen Seiten zu, daß er, statt wie in Aussicht genommen am 1. April 1895, bereits im October des vergangenen Jahres das erste Jahrbuch herausgeben konnte, einen stattlichen Band, in jeder Hinsicht seines Inhalts würdig.

Wohl vermöchten wir unsere vorliegende Uebersicht der competenten Scriptoren in der Bismarcklitteratur noch um so manchen Namen und Titel zu erweitern, obschon deren Zahl nicht mehr allzugroß sein dürfte. Wir bescheiden uns jedoch hiermit, um das Interesse der Leser nicht zu ermüden.

B. v. Wilpert.

